

Derk Ohlenroth

---

Ermittlung relativer Chronologie  
und  
die Linear-B-Entzifferung



Ermittlung  
relativer Chronologie  
und  
die Linear-B-Entzifferung



Derk Ohlenroth

ERMITTLUNG  
RELATIVER CHRONOLOGIE  
UND  
DIE LINEAR-B-ENTZIFFERUNG

EBERHARD KARLS  
UNIVERSITÄT  
TÜBINGEN



TÜBINGEN  
LIBRARY PUBLISHING

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Der Text dieses Werks ist unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC ND 3.0 DE (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland) veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de>

2. revidierte Open-Access-Auflage 2022 Tübingen Library Publishing  
Universitätsbibliothek Tübingen  
Wilhelmstraße 32  
72074 Tübingen  
[druckdienste@ub.uni-tuebingen.de](mailto:druckdienste@ub.uni-tuebingen.de)  
<https://tlp.uni-tuebingen.de>

ISBN: 978-3-946552-70-3

Die 1. Auflage ist gedruckt unter der ISBN 978-3-946552-28-4 erhältlich.

Umschlaggestaltung: Sandra Binder, Universität Tübingen

Coverabbildung: archaischer Moschophoros, Athen (Akropolis)

Foto: Derk Ohlenroth 1964

Satz: Sandra Binder, Universität Tübingen

Bildnachweis: Nachzeichnungen des Diskos von Phaistos (S. 148-149) aus: Arnold Bradshaw, *The Imprinting of the Phaistos Disc*, Kadmos. Zeitschrift für Vor- und Frühgriechische Epigraphik, hg. von William C. Brice, Bd. XV, Walter de Gruyter, Berlin/New York, 1976, 1-17; hier 2-3, Fig.1. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
I	
Textgegenwart und relative Chronologie Erläuterung und Illustration eines performativen Bestimmungsverfahrens.....	11
1.	
Theoretische Voraussetzungen .....	13
2.	
Erläuterung der relativen Chronologie am Beispiel ausgewählter unter einem jeweiligen Oberbefehlshaber stehender Kontingente im Schiffskatalog der Homerischen Ilias.....	23
II. B 559-568.....	27
II. Z 37-65 .....	29
II. B 569-580.....	29
Textgruppe I.....	31
Textgruppe II.....	33
Textgruppe III.....	34

3.		
	Erläuterung der relativen Chronologie von vier Strophen aus dem klassischen deutschen Minnesang.....	37
	Rugge MF (110,26) .....	47
	Walther L. (75,17) .....	50
	Rugge MF (111,5) .....	55
	Rugge MF (110,34) .....	62
II		
	Linear B.....	67
1.		
	Neudeutung der Gruppenzeichen	
	Der kulturelle Zeitrahmen.....	69
	Die VENTRISSche Entzifferung.....	70
	Herodot V 58-61.....	78
	Der Schrifttyp: Indizien für ein Wortsystem.....	83
	Die Zeichenbestimmung.....	95
	Der Schlüssel.....	100
	Textbeispiele .....	104
	Zusammenfassung.....	111
2.		
	Das Alphabet als kultureller Hintergrund	
	Die hieroglyphischen Inschriften des Diskos von Phaistos .....	113

# Vorwort

Ein vor rund 45 Jahren entwickeltes und seither kontinuierlich praktiziertes Verfahren zur Bestimmung relativer Chronologie aus den Gegenständen selbst (Texten und materialen Objekten) hat dem Vf. die etablierten chronologischen Vorgaben in der Altertumswissenschaft wie in der germanistischen Mediävistik fragwürdig gemacht: So öffnet sich in beiden Disziplinen der Zeitrahmen durchgreifend nach oben. In der germanistischen Mediävistik tritt die Untauglichkeit von Sprachstufen als Grundlagen und Kriterien literarischer Epochengrenzen zutage – frühmhd. Texte sowie die ›mhd. Klassik‹, insbes. in der lyrischen Gattung, führen weit über die ›ahd. Zeit‹ zurück. Manche liebgewordene Verfasser-, auch Texteinheiten, verwandeln sich in eine Vielfalt jeweils eigener Individualitäten. Die chronologischen Verwerfungen in der Literatur sind eklatant. Entsprechend reicht die von einer uralten alphabetischen Schriftlichkeit begleitete antike Kultur bis hoch über die Späte Bronzezeit hinauf: Für die Literatur ergibt sich ein analoger Befund. In bildender Kunst und Handwerk leben vermeintlich einander ablösende Stilgattungen lange Zeit nebeneinander her.

Die frühe mittelmeeische Schriftlichkeit wartet mit altertümlichen und seit der Entdeckung in ihrer ›Fremdartigkeit‹ provozierenden Dokumenten auf wie dem auf ca. 1600 a. datierten mittelminoischen Diskos von Phaistos oder den vermeintlich jüngeren aus dem bronzezeitlichen Palast von Knossos im minoischen Kreta und aus den mutterländischen mykenischen Palästen in reicher Fülle zutage geförderten Linear-B-Tafeln und -Aufschriften. Daß der für nicht-griechisch erklärte Diskos sich als eingebettet in einen griechisch-alphabetischen Zeit- (und Kultur-)Horizont erwies, hat den

Vf. schon 1981 zu einer griechischen Deutung seiner Bildzeichen auf alphabetischer Basis herausgefordert (vgl. das Kapitel ›Das Alphabet als kultureller Hintergrund‹). Die nächstliegende Konsequenz mußte Linear B gelten: Die Tafeln, nicht etwa am jeweiligen Fundort synchron, streuen weit über den Diskos nach oben, noch etwas weiter als das Alphabet – die alphabetische Schriftlichkeit begleiten sie dann jahrhundertlang. Wie der Diskos sollten sie demnach – anders, als ihre Entzifferung durch MICHAEL VENTRIS (1952) es vorgibt – unverzungen in klassischem Griechisch lesbar sein. Der alphabetischen Schriftlichkeit erkennt die Antike selbst durchweg ein ›mythisch‹ hohes Alter zu und bestätigt damit diese Erwartung; Herodot V 58-61 führt den Schriftimport nach Griechenland auf einwandernde Phoiniker unter Kadmos zurück, dem Gründer Thebens – eine Generation vor dem sagenhaften Seebeherrscher Minos, nach welchem die kretische Palastkultur die ›minoische‹ heißt, und lange vor dem Troischen Krieg.

Das unausweichlich gewordene Erfordernis einer plausiblen Lesart von Linear B hat rund 30 Jahre unbeirrter Bemühung in Anspruch genommen. Da die nunmehr hier vorgelegte Neudeutung sich maßgeblich auf die relativ-chronologischen Befunde gründet, ist sie mit einer ebenfalls erstmals hier gegebenen eingehenden Erläuterung des Bestimmungsverfahrens zusammengeschlossen.

Die Abbildung auf dem Cover zeigt das Porträt des archaischen Moschophoros (Kalbträgers) von der Akropolis Athen (Nr.624), datiert auf ›um 570/60 a.‹. Eine (fragmentierte) Basis-Inschrift lautet übersetzt: ›Rh?]ombos hat (die Weihegabe) aufgestellt, der Sohn des Palo[s‹. Der relativ-chronologische Abgleich weist die Skulptur als synchron mit der berühmten bronzeitlichen (dem 13.Jh.a. zugewiesenen) Linear-B-Tafel PY Ta 641 aus, der sog. ›Dreifußtafel‹ (wiedergegeben etwa bei: PIERRE DEMARGNE, Die Geburt der griechischen Kunst, München 1965, 17, Abb.15) – der Moschophoros ist

eine Spur älter. Das tatsächliche Alter beider Zeugen muß bedeutend über dem des Diskos liegen.

Dem Verlag Walter de Gruyter, Berlin, der die Abbildung einer Nachzeichnung beider Diskos-Seiten am Ende des Bandes freundlicherweise gestattet hat, sei an dieser Stelle für sein Entgegenkommen gedankt. Die Graphik stammt aus: ARNOLD BRADSHAW, *The Imprinting of the Phaistos Disc*, *Kadmos* 15, 1976, 1-17; hier 2-3, Fig. 1.

Noch der ›alten Schule‹ verpflichtet, hat sich der Vf. der ihm widerstehenden Rechtschreibreform nicht angepaßt; dank der gütigen Nachsicht des Verlages erscheint der Text in der alten Orthographie.

Tübingen, im März 2019  
Derk Ohlenroth



I  
Textgegenwart  
und relative Chronologie

Erläuterung und Illustration  
eines performativen Bestimmungsverfahrens



# 1.

## Theoretische Voraussetzungen

Im folgenden ist ein bisher kaum diskutiertes Verfahren zur Bestimmung und Begründung relativ-chronologischer Verhältnisse darzustellen und zu illustrieren, für welche äußere Daten nicht zur Verfügung stehen.<sup>1</sup> Es soll hier zunächst in seinen theoretischen Voraussetzungen erläutert werden. Vorab, zur ersten Orientierung, eine geraffte Kurzfassung:

Jeder Text hat – das ist eine zunächst triviale Aussage – seine originäre Gegenwart, die seiner Abfassung, die per se von der eines früher oder später entstandenen Textes abweicht. Die Bestimmung relativer Chronologie erfordert einen Maßstab, ein Unterscheidungskriterium, für diese Abweichung. Ein solches Kriterium liefert der performative<sup>2</sup> Ansatz beim aktualen (primären) Sprechereignis, das sich im Medium Sprache präsentiert, über welches der Sprechende als räumliches Gegenüber in Erscheinung tritt.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Vom Vf. vor rund 45 Jahren entwickelt und zugrundegelegt in: Darbietungsmuster in dominikanischen Schwesternbüchern aus der Mitte des 14. Jahrhunderts; in: FS WALTER HAUG und BURGHART WACHINGER Bd. I, hg. von JOHANNES JANOTA u. a., Tübingen 1992, 424-456 (hier insbes. 425. 455 f.).

<sup>2</sup> ›Performativität‹ ist der ›Schlüsselbegriff für den Vollzugscharakter kommunikativer Handlungen und den Inszenierungscharakter sozialer Praktiken‹ (ULRICH BARTON/REBEKKA NÖCKER, Performativität; in: CHRISTIANE ACKERMANN/MICHAEL EGERDING (Hgg.), Literatur- und Kulturtheorie in der germanistischen Mediävistik. Ein Handbuch. Berlin/Boston 2015, 407-452; hier 408. ›Die Performativitätstheorien ... rücken die eigenständige Wirklich- und Wirksamkeit des Darstellungsmediums (z. B. des Textes) ins Zentrum der Aufmerksamkeit ...‹ (ebd., 424). ›Die performative Wirklichkeit ... bestimmt sich ... durch das Verhältnis ... zwischen dem Sang und dem Publikum‹ (ebd., 430). Es geht im folgenden jedoch nicht um ›funktionale‹ Performativität, also nicht um Textfunktionen, welche Situationen verändern (vgl. ebd., 418), oder um (unkontrollierbare) Rezipientenwirkungen (vgl. ebd., 420), sondern um ›strukturelle‹ Performativität (dazu ebd., 420-423), die ›Betrachtung der im Text angelegten performativen Strukturen‹ (ebd., 423).

<sup>3</sup> SYBILLE KRÄMER spricht vom ›Sachverhalt der Aisthesis‹ und versteht darunter den ›bipolar strukturierte[n] Vollzug eines Ereignisses und seiner Wahrnehmung‹, wobei ›es sich im Wechselverhältnis von Ereignis und Wahrnehmung um ein »in Szene gesetztes«

›... jeder Text hat notwendigerweise eine Vollzugsdimension, die sich durch seine Medialität, seine Wahrnehmbarkeit, bestimmt.‹ Die Lektüre muß den Text ›von der Wahrnehmungsinstanz her deuten, von einem Rezipienten. Eine solche Lektüre historischer Texte wird den Rezipienten mindestens als Zeitgenossen der Erstperformanz zu konzipieren versuchen ...‹.<sup>4</sup> Im Vollzug des Sprechens wird, als elementare Funktion des Aussagesinns, ein (ggf. virtuell bleibendes) originäres rezipierendes Komplement mit gesetzt, ohne welches verstehendes Wahrnehmen undenkbar ist. In der Beteiligung des originären (historischen) Rezipienten, als Indikators von Sprechgegenwart, beglaubigt sich zeitliche Gegenwart, die des primären ›Sprechens‹, der Textabfassung. Der Rezipient hat seine Basis immer in der Textimmanenz, im verstehenden Mitvollzug, begegnet aber dem aktuellen Sprechenden zugleich aus einer textexternen Gegenüber-Position. Auf diesen Fluchtpunkt kommt es entscheidend an: Er ist der Ausgangspunkt der Wahrnehmung, um die es in der performativen Betrachtungsweise geht; er hat einen Interaktionsraum zur Voraussetzung, der sich im Sprechen notwendig zwischen Sprecher und Rezipienten auftut. Da der genannte originäre (historische) Rezipient als Komplement des Sprechenden eine Funktion der Sprech-Gegenwart darstellt und der Interaktionsraum nur in Einheit mit dem Rezipienten existiert, wird zeitliche Gegenwart – die des primären Sprechens, der Textabfassung – räumlich faßbar. Daraus folgt aber: Mit dem Vergehen von Zeit schwindet, zugleich mit seiner aktuellen interaktiven Beteiligung, notwendig die tragende Basis für den externen Standort des vormaligen interagierenden Rezipienten. Diese Einbuße ist der verlässliche Maßstab für einen späteren Text.

---

Geschehen handelt, welches Akteur- und Betrachterrollen einschließt‹ (SYBILLE KRÄMER, Was haben ›Performativität‹ und Medialität miteinander zu tun? Plädoyer für eine in der ›Asthetisierung‹ gründende Konzeption des Performativen. In: DIES. [Hg.], Performativität und Medialität, München 2004, 13-32; hier 14).

<sup>4</sup> BARTON/NÖCKER 2015 [Anm. 2], 426.

Der erste Schritt besteht darin, die originäre Gegenwart eines Textes, seiner erstmaligen Verfertigung in der (heute schriftlich) vorliegenden Form, aufzusuchen. Das geschieht über eine spezifische Interpretation des Mediums Sprache, in welchem der Text sich dokumentiert: Unbeschadet ihrer Funktion, Inhalte zu reflektieren, wird Sprache im SAUSSURESchen Sinn als ›parole‹ aufgefaßt, also als Modus des aktuellen Sprechens. Dabei ist es unerheblich, ob der Sprechvorgang empirisch realisiert worden ist.<sup>5</sup>

Als erstmals, im originären Moment, gesprochen, dokumentiert der Text die Anwesenheit, die Gegenwart, seines authentischen ›Sprechers‹, also seines Verfassers. Anders als ein nur immanent mitvollzogener Text ist er damit immer schon ›personalisiert‹, nämlich durch eine Sprecher-Instanz fundiert: Er ist gleichsam ein zur Simultaneität verdichtetes Augenblicksbild des Sprechenden selbst. Darauf kommt es entscheidend an: Die Inhalte erscheinen gesammelt auf einem tragenden Grund und innerhalb eines begrenzenden Horizonts. Zugleich setzt aber die Anwesenheit, das In-Erscheinung-Treten, eines Sprechenden a priori einen empirischen Raum voraus; nur unter dessen Bedingungen ist der Sprechende wahrnehmbar: Damit gibt der Raum den Ort des originären Rezipienten vor. WOLFGANG ISERS ›Wahrnehmungstheorie‹ fragt nach der ›kommunikative[n] Absicht des Textes‹ und sieht ›die Struktur des Textes‹ darin, ›Anweisung zu sein‹.<sup>6</sup> Ferner geht ISER von einem Le-

---

<sup>5</sup> Der einzig im Wege der Schriftlichkeit überkommene Wortlaut des Textes muß nicht mit dem des öffentlich zelebrierten Vortrags identisch sein; er interessiert ausschließlich als Ergebnis eines mentalen und zugleich sprachlichen Entwurfs. Eine überlieferte Textgestalt kann Ergebnis nachträglicher Veränderung sein oder auch schon vor der öffentlichen Darbietung festgelegt haben – der Text wäre dann von seinem Verfasser auf die typische und ihren Rahmenvorgaben nach erwartbare Situation seines Auftritts hin entworfen worden und hätte eine zugleich mit den Darbietungsbedingungen bekannte künftige Hörergemeinschaft im Blick. Der empirische Auftritt vor jener Hörergemeinschaft taugt jedoch, so oder so, als veranschaulichendes Modell für eine anzustrebende Ausgangsposition des modernen Rezipienten.

<sup>6</sup> WOLFGANG ISER, *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. 2. durchges. u. verb. Aufl., München 1984 (UTB 636), 7.

ser als zunächst textunabhängiger Größe aus, die ihre eigenen Dispositionen in die Konkretisationen eines Werks einbringt.<sup>7</sup> Im vorliegenden Ansatz geht es dagegen nicht um Wirkungen des Textes auf den Rezipienten noch auch um dessen Leistung, sondern einzig darum, über die aktuelle Wahrnehmung seiner internen Bindung den textexternen Standort des originären Rezipienten als allererster wahrnehmender *Gegebenheit* aufzusuchen und zu definieren.<sup>8</sup> Es geht nicht um Verstehensleistungen und Deutungsakte, sondern um den Aufweis der elementaren Mitwirkung, sprich: der Gegenwart, jenes originären (historischen) Rezipienten. Im Spannungsfeld zeitferner historischer Sprech-*Gegenwart* – um die allein geht es – sind die ›eigene‹ historische Bedingtheit und die ›eigenen‹ Dispositionen eines modernen Rezipienten ohne Belang. Die Unabhängigkeit von ›jeweiligen Sinngestalten des identischen Textes‹<sup>9</sup> ist, wenn man so will, eine Stärke dieses Ansatzes. Das rezipierende Subjekt ist nicht Gegenstand eines differenzierenden Erkenntnisinteresses wie für die Wirkungstheorie, sondern ausschließlich Zielpunkt des Textes als Mediums eines aktuellen sprechenden Gegenübers und wiederum Exponent und Indikator von Gegenwart, der allerersten Gegenwart des Textes, und Ausgangspunkt der Textwahrnehmung: ›... bei einem »performativ erweiterte[n] Textverständnis« steht die ›Wahrnehmbarkeit‹ von Zeichen ›im Zentrum‹. ›Zeichen erscheinen [] nicht nur als Repräsentanten, sondern selbst als etwas Präsenzes ... Dies wiederum verweist auf die Korporalität performativer Dynamiken von Erzeugen und Wahrnehmen ...‹.<sup>10</sup>

Im Sprechen wird der Rezipient als verstehendes Äquivalent

<sup>7</sup> Ebd., 38.

<sup>8</sup> Da es nicht notwendig um einen konkret faßbaren, sondern ebensowohl um einen rein virtuell bleibenden primären Rezipienten geht, läge dessen Kennzeichnung als eines ›idealen‹ Rezipienten näher. Doch ist dieses Attribut bei ISEK, durchaus abweichend, für den Anspruch reserviert, ›das Sinnpotential des ... Textes ... vollständig zu realisieren‹ (ebd., 52).

<sup>9</sup> Ebd., 53.

<sup>10</sup> BARTON/NÖCKER 2015 [Anm. 2], 410. Um mit ISEK zu sprechen: Der Rezipient ›schließt ... sich mit den Texten zu einer Situation zusammen‹ (ISEK [Anm. 6], 22).

entworfen. Dieses Verstehen gründet in seiner *immanenten* Beteiligung. Ohne die Selbstreflexion des erkennenden Subjekts unter den Bedingungen der *Immanenz* fehlen dem externen (polaren) Status die definitorisch relevanten Grundlagen: Auf dem immanenten Engagement des originären rezipierenden Subjekts etabliert sich dessen authentischer textexterner Standort. Für den hier relevanten interpretatorischen Ansatz führt das auf die Frage: In welcher jeweiligen unterscheidbaren Form liefert die Immanenz eine Basis für den verstehenden Mitvollzug?

Mit einem als ›parole‹ verstandenen Text ist aufgrund der immanenten Bindung des originären Rezipienten eine über die Immanenz hinausweisende performative Richtung eröffnet, Voraussetzung für dessen komplementären Standort, die Beglaubigung historischer Wahrnehmung. Aus der Sicht eines solchen Rezipienten sammeln sich die im Zeichensystem reflektierten Inhalte in den Grenzen eines face to face erscheinenden Sprechers, der als Gegenüber seine räumliche Kontur gewinnt. Dies hat maßgebliche Konsequenzen für die Rezeption: Die Inhalte werden nicht mehr nur immanent, als ›repräsentierend‹, aus der Sicht des für ihre Formulierung verantwortlichen Verfassers, mitvollzogen, sondern zugleich und ausdrücklich *gegen* dessen Blickrichtung, in außersprachlich-räumlichem Abstand, als ›präsent‹, wahrgenommen, eingefasst gleichsam in die Grenzen ihres Sprechers als Gegenübers im *Raum*. Die ›präsentierten‹ Inhalte erscheinen – bildlich gesprochen – ins ›Relief‹ zurückgebunden. Indem die Immanenz nichtsdestoweniger die primäre Basis für den Rezipienten liefert, wird der Sprechende als der einheitschaffende Grund der internen Dimension entpsychologisiert. Der Rezipient findet jedoch, dank der ›parole‹, einen zusätzlichen Standort in einer entschieden aus der Immanenz herausführenden Dimension. Aus dieser antithetischen Distanz präsentiert sich ihm der Sprechende in den von ihm selbst

nicht willkürlich beeinflussbaren Grenzen seiner aktuellen unverwechselbaren Gegenwart. Nachdem nun der Rezipient und mit ihm der Raum erst mit dem Sprechen ›entworfen‹,<sup>11</sup> er also insofern ein Element der Sprechersubjektivität selbst ist, steht er nicht allein für authentische Wahrnehmung, sondern verbürgt mit seiner antithetischen Position zugleich einen textexternen *Raum* als verlässlichen Indikator *zeitlicher* (Sprech-) Gegenwart.<sup>12</sup> Über das aktuelle Sprechereignis, das die face-to-face-Begegnung mit dem im Medium Text gegenwärtigen Sprechenden herausfordert, fallen das Wahrnehmungspotential des ›originären‹ (historischen) und des modernen (interpretierenden) Rezipienten zusammen: Am Modell des ›originären‹ Rezipienten sieht der moderne, wenn er denn will, einen von seiner eigenen historischen Bedingtheit unabhängigen Standort vorgeformt, sieht also gewissermaßen ›sich selbst‹ neu entworfen.

Hiermit ist ein für das gesamte Verfahren, seinen Nachvollzug und seine praktische Anwendung, fundamentaler Schritt angesprochen – ein Schritt allerdings, der den herkömmlichen Zugangsgewohnheiten ein Umsteuern abverlangt: die Preisgabe des historisch bedingten ›Selbst‹ in seiner banalen Zeitgebundenheit als erkennender Instanz, sprich: die Preisgabe eines *direkten* Zugriffs auf den Text: Nur in der Abhängigkeit allein vom (soeben sich vergegenwärtigenden!) Text und in der Offenheit dafür, wohin dieser Text zielt, ergibt sich, *aus ihm abgeleitet* und von ihm verortet, sein originäres rezipierendes Äquivalent, welches in elementarer Begegnung mit dem Sprechenden dessen Gegenwart, also die des Mediums Text, beglaubigt. Mag ein solcher indirekter Textzugang gewagt erscheinen – er ist ebenso neu wie das Anliegen, das ihn erfordert –

<sup>11</sup> Vom rezipierenden Subjekt ist hier nicht als einer ontologischen, apriorisch gegebenen, Größe die Rede, die Raum und Zeit an die Objekte heranträgt. Wahrnehmbar ist nur, was das Objekt Text impliziert und zu erkennen gibt.

<sup>12</sup> ›Die Performanzsituation gestaltet sich als gemeinsame, mitunter in eins fallende Wirklichkeit von Ereignis und Wahrnehmung, Darstellung und Rezeption. Der zugrundeliegende Wirklichkeitsbegriff verweist auf die *Präsenz im Hier und Jetzt ...*‹ (BARTON/NÖCKER 2015 [Anm. 2], 410) [Hervorhebung D. O.].

der Einsatz lohnt sich allemal, denn er entschädigt reichlich mit verlässlichen, auch literarhistorisch relevanten Befunden.

Im Rahmen einer Charakterisierung des Begriffs ›Asthetisierung‹ betont KRÄMER unter dem Stichwort ›Ereignischarakter‹: Im ›Wahrnehmungsgeschehen ... ist das In-Szene-Setzen immer das *einmalige* Ereignis einer *Gegenwärtigkeit*, das sich an genau dieser *singulären Raum-Zeit-Stelle* vollzieht.<sup>13</sup> Damit wäre der Ansatzpunkt des hier vorgestellten Verfahrens klar definiert. Es funktionalisiert die intensive um die Beteiligung des Wahrnehmenden und das jeweils singuläre Hier und Jetzt geführte Performativitätsdebatte und den damit erschlossenen *Gegenwarts*-Aspekt in dem Sinne, daß es diesen *chronologisch* auswertet. Hierzu bedarf es lediglich einer *vergleichenden* Distanznahme: ›Gegenwarten‹ abgleichen – so lautet die einfache Formel.

Es sei hiermit zusammengefaßt: Während sich in einer face-to-face-Begegnung mit dem Sprechenden die Aussageinhalte, welche die Zeichenebene konstituieren, gleichsam in den Grenzen des sprechenden Ich als eines Gegenübers sammeln, öffnet sich mit dessen In-Erscheinung-Treten eine über die Zeichenebene selbst hinausweisende textexterne *Raumdimension*. Ihr Wesen liegt darin, daß sie auf den notwendig ›mitanwesenden‹ originären Rezipienten hinführt, ja sie wird erst eigentlich durch seine Anwesenheit virulent. Diese Raumdimension, Existenzvorgabe für das im Vorgang des Sprechens als mitanwesend zu denkende rezipierende Subjekt, wird eben mit diesem, auf der Basis seines *internen* verstehenden Engagements, unmittelbar aus dem Text heraus ›entworfen‹. Es geht wesentlich um diese über die Zeichenimmanenz hinausführende, den Sprechenden entpsychologisierende Raumdimension: Originäre Gegenwart des Sprechens wird mittels ihrer an einer Dimension des Außen von innen her erfaßbar. Jedem Text eignet in

---

<sup>13</sup> KRÄMER 2004 [Anm. 3], 21 (Hervorhebungen D. O.).

diesem Sinne ein intentionaler Grundhabitus. Die primäre Blickrichtung geht vom Text aus – der Rezipient ist der Wahrgenommen-Wahrnehmende. Über den Raum, der auf den Rezipienten führt, dissoziiert sich so die ›Subjektivität‹ des Sprechenden in zwei gleichschwebende Pole. Das rezipierende Subjekt, alsbald mit dem Entwurf eines Textes als textexternes Äquivalent der puren Existenz des Sprechenden ins Leben gerufen und seinem Wesen nach absolut willkürlos und unmanipulierbar, ist verlässlicher Indikator der originären Sprechgegenwart. Nachdem seine primäre Existenz im internen verstehenden Mitvollzug, also in der Immanenz, gründet, erscheint das sprechende Gegenüber selbst entpsychologisiert und willkürlos. Damit bietet sich der außersprachliche Raum, ohne welchen das kopräesente Subjekt nicht zu denken ist, als genuiner Maßstab für *zeitliche Gegenwart* an: Indem der vom Text selbst ›entwurfene‹ originäre Rezipient einen außersprachlichen Raum a priori voraussetzt, treten mit seiner Existenz zeitliche und räumliche Gegenwart zu einer unauflösbaren Einheit zusammen; der außersprachliche Raum wird zur Signatur des unverwechselbaren Zeitpunktes der Textentstehung. Der jeweilige Zeitpunkt des Sprechens gibt über die elementare Beteiligung des Rezipientensubjekts im Sprechereignis eine nur so mögliche Richtung des textexternen Raumes vor.

Damit sind präzise Abgrenzungen möglich. Ein abweichender Entstehungszeitpunkt muß sich in einer nachweislich abweichenden Raumaktualisierung durch ein rezipierendes Subjekt niederschlagen, nachdem Sprech-Gegenwart, Textimmanenz und Raum in unlösbarer innerer Abhängigkeit stehen. Ebenso wie das performative Engagement des originären Rezipienten im Raum ein verbindlicher Maßstab für zeitliche Gegenwart ist, bezeugt ein Entgleiten dieser seiner Basis verbindlich das Entgleiten jener Gegenwart, also das zeitliche Divergieren eines jüngeren Textes. Manifest wird

das Schwinden der externen Raumdimension an der reduzierten *internen* Bindung des Rezipienten. Diese ist auf gewandelter Basis neu positiv zu bestimmen.

Für die interpretatorische Praxis hat die unauflösliche Einheit von Zeit und Raum im polaren Gegenüber von Sprechendem und originärem Rezipienten zur Folge, daß der definitive Umriss des Sprechenden im *Raum* zugleich als ›chronologische‹ Herausforderung wahrgenommen wird: als Abgrenzung des gegenwärtigen Augenblicks gegen seine notwendige *zeitliche* Alternative.



## 2. Erläuterung der relativen Chronologie

am Beispiel ausgewählter  
unter einem jeweiligen Oberbefehlshaber stehender  
Kontingente im Schiffskatalog der Homerischen Ilias

Zur Verdeutlichung der relevanten Kriterien und des hier erläuterten Verfahrens mögen schwerpunkthaft folgende zwei im Schiffskatalog der Ilias direkt aneinander anschließende Textpartien dienen: Il. B 559-568 (Diomedes) und 569-580 (Agamemnon). Aufgrund ihrer gleichen Thematik, ihrer Funktionalität in einem gemeinsamen Überlieferungszusammenhang und einer ähnlichen Grundstruktur bieten die beiden Partien modellhafte Voraussetzungen für eine vergleichende Illustration, bei der es auf den Ausgabewert nahezu beiläufiger Modifikationen ankommt; diese treten im verwandten Grundraster ohne größeren interpretatorischen Aufwand in den Blick.

Zu unterscheiden ist einerseits die inhaltliche Ebene, im Schiffskatalog also der Sachbereich (Städte, Heerführer, Schiffsaufgebot); andererseits die Ebene der epischen Sprache, die die Gegenstände heroisch stilisiert und schon in dieser Form der Emphase, aber auch in zusammenfassenden Zuspitzungen oder erzählenden Ausgestaltungen die Wirksamkeit des epischen Sprechers bekundet. Der epische Text spiegelt jeweils das eine im anderen, also in der Evokation der geographisch-politischen Realität den Erzähler und jene im Medium heroisch überhö-

hender Sprache; keine der beiden Ebenen ist aus der anderen zu lösen. Versteht man nun die ›Sprache‹ als heroisch-emphatisches ›Sprechen‹ im mündlichen Vortrag – denn so ist die Gattung von Hause aus gedacht – so dokumentieren die Texte die Anwesenheit ihres Sprechers im Raum. Der Sprechende ist aus dieser Perspektive eine konturierte Größe, die *von außen*, aus der Sicht der Hörergemeinschaft, als Gegenüber faßbar wird. D. h. er setzt automatisch eine performative, die Textimmanenz transzendierende Raumdimension frei, Ort des denknötwendigen rezipierenden Äquivalents, eines im Sprechen vorausgesetzten originären, in der Hörergemeinschaft sich konkretisierenden, Subjekts. Es ist die nicht mehr hinterfragbare Größe, die die aktuelle Gegenwärtigkeit des Sprechenden beglaubigt, und bezeugt als dessen notwendiges textexternes Korrelat die *Gegenwart* sprachlicher Interaktion, als ungeschiedene Einheit von *Zeit und Raum*. Mit dem aktuellen Sprechen ergibt sich also eine Zielrichtung des Textes hin auf eine externe Hörerposition. Die Zielorientierung folgt daraus, daß die Immanenz des Rezipienten, zu welcher ihn der Mitvollzug der Inhalte nötigt, an eine fruchtbare kritische Grenze gerät, indem die interne Dimension nunmehr im Medium des Sprechereignisses von außen wahrgenommen wird, eingefafßt und ›aufgelöst‹ im Horizont eines *räumlich* konturierten personalen Sprechers. Der Rezipient erfährt sich so in einer idealen Schwebung zweier Seinsweisen: als der inhaltlichen Ebene verpflichtet und zugleich als textextern-räumliches rezipierendes Äquivalent eines sprechenden Gegenübers. Diese ideale Schwebung zwischen Immanenz und Polarität, die den Rezipienten aktualisiert und die Anwesenheit des Sprechenden beglaubigt, Ausweis originären ›Sprechens‹, ist der Augenblick der Textentstehung, ausgefaltet in eine den Rezipienten tragende textexterne Raumdimension. An seiner eigenen Existenz ›erfährt‹ der Rezipient die authentische Gegenwart des Textes. Soll dieser Augenblick unterscheidbar werden, so

ist die unverwechselbare Art der apriorischen Abhängigkeit des Rezipienten vom Text zu bestimmen: Sie gründet in seiner jeweiligen spezifischen Bindung in die Immanenz. Nur aus der internen Gebundenheit setzt sich im kritischen Übergang in die mediale Form des Sprechereignisses jene textexterne polare Dimension frei. Deren zeitlicher Ausschließlichkeitwert ist so fundamental, daß ein zu einem abweichenden Zeitpunkt entstandener Text notwendig *diesem* polaren Schwebezustand dementiert: Daß diese textexterne Raumdimension nicht mehr trägt, erfährt der Rezipient unmittelbar an seiner eigenen Existenz. Erst kraft neuer Textimmanenz, auf gewandelter Basis, von neuen textinternen Strukturen her und im erneuten Übergang in den nach außen orientierten, ›zielenden‹ Status des medialen Sprechereignisses, findet und definiert er seine neue originäre textexterne Gegenwart. Die jeweilige ›Gegenwart‹ (Entstehungszeitpunkt) eines Textes ist also von dem aus dem Text selbst abgeleiteten textexternen Rezipienten (Hörer) her zu bestimmen.

Ein etwaiger Einwand, die vom originären Rezipienten ausgehende Strukturbetrachtung sei untauglich für chronologische Schlußfolgerungen, da der Sprecher ebensogut anders habe formulieren können, wäre nichtig; denn er würde die Ausgangsbasis des rezipierenden Subjekts in der Textimmanenz verkennen. Sie zeitigt einen entpsychologisierten Sprecher in seiner – von ihm selbst nicht willkürlich beeinflussbaren – raum-zeitlichen Präsenz. Freilich hätten ihm zahllose Formulierungsvarianten zu Gebote gestanden – aber alle hätten eben diese seine unverwechselbare Gegenwart bezeugt.

Zur leichteren Orientierung sei eine Übersicht über alle im folgenden angesprochenen Textpartien in deren chronologischer Ordnung vorausgeschickt. Sie gliedern sich in drei durch deutlichen Zeitabstand von einander geschiedene Gruppen, deren jeweilige

Glieder wiederum in der Ilias zeitlich direkt benachbart sind. Partien aus dem Schiffskatalog sind unterstrichen<sup>14</sup>:

## I

B 711-715 (Eumelos)

B 527-535 (Lokrischer Aias)

Γ 146-154 (Ukalegon und Antenor usw.)

## II

T 400-424 (Achilleus – Xanthos)

B 559-568 (Diomedes usw.)

Z 37-65 (Tod des Adrestos)

B 569-580 (Agamemnon usw.)

E 416-430 (die verwundete Aphrodite auf dem Olymp)

## III

B 811-815 (der Hügel Batieia nahe Troia)

B 671-675 (Nireus)

---

<sup>14</sup> Zu den unterschiedlichen analytischen Positionen in der lange diskutierten Einheitsfrage zur Ilias: ALBIN LESKY, *Homerus*, Stuttgart 1967, Sp. 79-90. Zum Schiffskatalog ebd., Sp. 99-102 (Sp. 100 f. insbes. der Hinweis auf Page [1959]). Zu jungen Elementen im Schiffskatalog Sp. 101. LESKY stellt abschließend fest, »daß der Schiffskatalog keineswegs eine für seine gegenwärtige Stelle verfaßte Dichtung H.s ist. Vielmehr handelt es sich um die Einarbeitung einer Liste, die ursprünglich die in Aulis zur Ausfahrt versammelten Streitkräfte verzeichnete. Sie hat bereits innerhalb der H. vorausliegenden epischen Tradition Umarbeitungen erfahren und Zusätze erhalten. Daß in ihr Elemente hohen Alters, die zum Teil der mykenischen Zeit angehören, eingeschlossen sind, darf als sicher gelten. ...« – Die relativ-chronologische Analyse zeigt, daß die Ilias selbst in der uns vorliegenden Gestalt nicht linear, in einem Zuge, entstanden ist, sondern daß – wie auch zeitlich erheblich divergierende Partien an einander grenzen können – zeitlich eng benachbarte Partien gelegentlich weit über den Gesamttext streuen. Ebenso zeigt der Schiffskatalog in seiner überlieferten Form wiederholt eine Mischung von Partien wechselnden Alters.

*Il. B 559-568*

Was den ersten Abschnitt, die vv. 1-5 (559-563), im Wesen kennzeichnet, ist die geraffte Revue von Städten, eine gedrängte Präsentation von Realität in Nebensätzen: des Herrschaftsgebiets, über das als Erstgenannter Diomedes verfügt. Im zusammenfassenden Hauptsatz (563) steht es als lebendige geographisch-politische Einheit vor Augen. Dem seinem Sachgehalt verpflichteten Grundcharakter dieses Abschnitts tut rhetorischer Schmuck – wie formelhafte Beiwörter – keinerlei Eintrag; derlei ist integrativer Bestandteil heroischen Stils und, wenngleich pointierend, wohl zu unterscheiden von einem Hervortreten des Erzählers. Dieser wird vielmehr, in der anaphorischen Wiederaufnahme von Subjekt und Prädikat im 4. Vers (562) etwa, vom Fortgang des Realitätsaufgebots gleichsam mitgetragen. In gleichem Sinne, mit dem Erzähler, findet sich der Hörer selbst in den Bannkreis der – ihm ja als Gegenwart vertrauten – Realitätskoordinaten eingebunden. Geradezu unausweichlich läßt die markante Stilistik ihn sich in diesem geographischen Raster wiederfinden.

Dessenungeachtet gibt der Sprecher gestaltend rhetorische Strukturen vor: Gegen Mitte (v. 5 = 563), wie gegen Schluß der Partie (v. 9 = 567), erfolgt, als *episches* Fazit, eine gliedernde Zusammenfassung auf Diomedes hin. Fragt man von hier aus nach der Funktion des Textes als eines Sprechereignisses, so zeichnet sich mit v.5 die Kontur eines den Text verantwortenden und pointierenden Sprechers ab. Dabei wird dieser, infolge syntaktischer Verklammerung mit dem vorausgehenden Nebensatz-Gefüge, als tragender Horizont mit der internen Realitätsdimension eins: Inhaltlich-immanent präsentiert sich Realität, medial jedoch, als sprachliches Phänomen, erscheinen eben diese Inhalte unterlegt und getragen von ihrem Sprecher als einheitschaffendem Horizont. Dieser konturiert sich als Sprechender in einem textexternen *Außenraum* und wird aus

dessen Perspektive als Gegenüber wahrgenommen. In gleitender syntaktischer Kontinuität leitet nun der Erzähler auf zwei weitere Heerführer (564-566), also dezidiert in die Schilderung epischer Vergangenheit, hinüber. Dank syntaktischer Verklammerung dennoch unvermindert dem Rahmen der Wirklichkeits- und Gegenwartserfahrung verpflichtet, tritt eben der Erzähler, der Geographie als zugleich erfahrbare Gegenwart fundiert hatte, mit jenem Namensaufgebot aus epischer Vergangenheit nunmehr auch *selbst* als Exponent aktueller Gegenwart hervor. Den Rahmen schließt er mit der variierenden Wiederaufnahme der den geographischen Teil zusammenfassenden Diomedes-Nennung – sich damit an die Eingangspartie zurückbindend – und mit dem Blick auf die Gesamtzahl der diesem Oberbefehlshaber folgenden Schiffe.

Dank der syntaktischen Vernetzung (vv. 4-6: 562-564) der als Gegenwart erfahrbaren Geographie und des epischen Aufgebots an Heerführern bleibt die textexterne Position des Hörers, während der epische Erzähler selbst in den Status erfahrbarer Gegenwart eintritt, unangefochten; der Wahrnehmende, ebenderselbe Rezipient, welcher zugleich der Wirklichkeitserfahrung in der Textimmanenz verpflichtet ist, beglaubigt als räumlich-antithetisches Gegenüber die fortgeltende Gegenwart des Sprechens. Nachdem es sich – immanent und textextern – um zwei Seinsweisen *einer* Rezipienteninstanz handelt, prägt der verbindliche Realitätscharakter der inhaltlichen Ebene die tragende textexterne Raumdimension, sichernde Standortvorgabe des aus der Immanenz gewonnenen Rezipienten: Dieser erfährt sich selbst – auch noch angesichts des Sprechers als Realitätshorizonts – kraft seiner integrativen Einheit mit der Realität der Inhalte als Exponenten der Textimmanenz. Dies definiert seinen textexternen Standort – und zugleich für diese Textpartie den unverwechselbaren Augenblick des Sprechens.

## *II. Z 37-65*

Die Partie Z 37-65, die Episode vom Tod des Adrestos, bildet dem relativ-chronologischen Befund zufolge in der Ilias das einzige zeitliche Zwischenglied zwischen B 559-568 und B 569-580; sie ist daher geeignet, die spezifische Gegenwart beider Partien in ihrer jeweils signifikanten Abweichung zu pointieren. Der Abschnitt führt mit einer Grenzsituation die dem speziellen Troischen Konflikt geschuldeten Leidenschaften und die mitleidlose Härte dieses Krieges vor und bindet so das elementare empathische Engagement des Hörers. Dieses betrifft ein vergangenheitliches Geschehen; anders als noch in B 559-568 findet sich der Rezipient nicht mehr in seiner eigenen Gegenwart bestätigt – diese seine textimmanente Sicherung ist entfallen. Dennoch: Tertium ist die durchgehende empathische Bindung des Hörers, in Z 37-65 dank der epischen Brechung nur noch im vergangenheitlichen Geschehen realisiert. Diese interne Bindung aber steuert und trägt ein permanent hintergründig präsenster Erzähler, der in einer knappen Bemerkung (62) selber für die pragmatisch-rigide ideologische Konsequenz einsteht. In B 569-580 wiederum wird sich eine durchgehende innere Linie, hier gehalten von einer hintergründigen Erzählerpräsenz und Basis jener internen Bindung, als gestört erweisen.

## *II. B 569-580*

Kaum auffällig ist die leicht verminderte Anzahl von Städten in den ersten 4 Versen: 1 in v. 1 (= 569), 2 in v. 3 (= 571) und 1 in v. 4 (= 572); sie zeigt hier gegenüber B 559-568 eine leicht verringerte Sachdichte. Dagegen begegnen anstatt von nur zwei schmückenden Beiwörtern für Städte in 559-568 nunmehr deren fünf bis sechs. Unscheinbar ferner in v. 3 (= 571) eine Variatio des Eingangsprädikats: ein win-

ziger erzählerischer Zugriff; in v. 6 (= 574) gesellt sich zum wiederkehrenden Eingangsprädikat sogar ein Kompositum jenes neuen Prädikats in v. 3 (= 571). Was sich hier bestenfalls als Tendenz andeutet, ist indessen in v. 4 (= 572), anlässlich Sikyons, unverkennbar – im kurzen rückblickenden Hinweis auf die einstige Herrschaft des Adrestos, Heerführers der Sieben gegen Theben, einer Information, wie sie der Objektbereich in seinem hier relevanten Gegenwartsstatus von sich aus nicht ohne weiteres bereithält. Der Erzähler wendet sich der mythischen Vorvergangenheit zu und entbindet damit den Rezipienten seiner vormaligen strikten Immanenz. Eine solche Unterbrechung seiner Gegenwartserfahrung wiederholt sich, wenngleich in gewandelter Orientierung, im Schluß der Partie (vv. 9-12 = 577-580): Von einer Bemerkung zum elitären Gefolge des Agamemnon leitet der Erzähler – hier wie dort innerhalb des Verses einsetzend! – direkt in ein Detail epischen Geschehens hinüber, den Vorgang der Wappnung; Agamemnon, der das größte Schiffsaufgebot befehligt, wird damit in seiner herausragenden Geltung unter den Helden sinnfällig.

Wohl lösen sich dank metrisch-syntaktischer Verklammerung die dominierenden Katalog-Koordinaten noch nicht gänzlich auf. Doch verglichen mit seiner Position in B 559-568, ist sich der Hörer eines dort infolge durchgängiger Gegenwartserfahrung fundierten Standorts nicht mehr sicher. Seine ehemalige Realitätsbasis ist brüchig geworden und damit die Grundlage, auf welcher seine antithetisch-textexterne Position aufgebaut war. Sie hatte sich aus der tragenden Realitätsbasis *Gegenwart* heraus mit einer klaren Opposition des Identischen, sprich: von immanenter und externer Realität, etabliert. Die durchgehende immanente Gegenwartsbasis für den Hörer, in 559-568 angelegt in einer kohärenten Städtereue, in 569-580 bereits gebrochen durch den epischen Rückblick (572), löst sich 578/9 mit dem Übergang in episches Geschehen vollends auf: Il. B 569-580 gehorcht einer veränderten Gegenwart, d. h. ist zu einem

abweichenden, späteren Zeitpunkt entstanden. Aus der genannten Heteronomie wiederum ließe sich über eine neue Konfrontation mit dem Erzähler die unverwechselbare Gegenwart dieser Partie definieren: Ungeachtet einer gewandelten Basis fungieren die Städte der Argolis zunächst – wie in B 559-568 – als Realitäts- und Gegenwartssignale. Da sie jedoch als verbindliche Gegenwartsbasis des Rezipienten nicht mehr taugen und damit (anders als noch in Z 37-65) überhaupt eine durchgehend tragende interne Basis für den Rezipienten entfällt, wird der Erzähler selbst zum Exponenten der – ja von ihm aufgerufenen – gegenwärtigen Realität: Erst *seine* Gegenwart ruft die antithetische Position eines Rezipienten hervor und situiert diesen in eben der vom Erzähler begründeten textexternen Realität.

Damit der Stellenwert der beiden im Schiffskatalog zeitlich benachbarten Partien B 559-568 und 569-580 im chronologischen Kontext noch deutlicher wird, mag es hilfreich sein, innerhalb des Schiffskatalogs (und ggf., bei näherer Nachbarschaft, innerhalb des Gesamttextes der Ilias) ihre jeweiligen originären zeitlichen Anschlüsse, den Rahmen also ihrer Entstehungszeit, nach oben und nach unten zu beleuchten.

### *Textgruppe I*

Unter welchen alternativen Vorzeichen B 559-568 im Schiffskatalog steht, erhellt aus der Partie B 527-535. Eine entsprechende Revue, hier lokrischer Städte, über 3 Verse hin, eröffnet erst den zweiten Teil der Partie: Ihm ist in 4 Versen eine skizzenhafte Charakteristik des Lokrischen Aias vorgeschaltet, Heerführers der anschließend aufgeführten Städte. Damit profiliert sich der Erzähler selbst von Anbeginn gegenüber dem – mit ihm notwendig gesetzten – Rezipienten und entwirft so bereits dessen textexternen Standort. Hier ist ein epischer Rahmen und damit die textexterne, den Rezipienten

tragende Dimension, die sich in 559-568 erst aus dessen Integration in die texteinleitende Geographie definiert, bereits vorgegeben. Die folgende Städtereue bildet wiederum keinen selbständigen Satz, sondern hängt als Relativsatz vom texteinleitenden Objekt (527 Λοκρῶν) und damit vom kasusregierenden Prädikat, ἡγεμόνευεν, ab. So ›trägt‹ gewissermaßen der Heerführer, Aias, die Städtereue, so daß sich in ihm gleichsam die Erzähler-Autorität ›verbildlicht‹. Der Erzähler selbst schließt ringkompositorisch den Rahmen der Gesamtpartie mit der Wiederaufnahme der texteröffnenden Kollektivbezeichnung, Λοκρῶν. Nichtsdestoweniger erlaubt die Städtereue als Explikation geographischer ›Gegenwart‹ wie in B 559-568 eine elementare Integration des Rezipienten: Anders als dort ist sie jedoch als Teil der Gesamtpartie schon vorab von übergeordneter Instanz in räumlicher Schwebe gehalten, die dem Rezipienten seinen textexternen Standort reserviert. Dieser Standort in der vorgegebenen textexternen Dimension, Ausweis der Sprechgegenwart, ist in B 559-568 entfallen – die vormalige Gegenwart herrscht nicht mehr.

Im Schiffskatalog (und in der Ilias) geht wiederum die relativ kurze Partie B 711-715 dem Abschnitt B 527-535 zeitlich unmittelbar voraus. Im Blick auf diesen Anschluß nach oben ist es signifikant, mit welchen Mitteln sich in B 527-535 die von Anbeginn dominierende übergeordnete Instanz des epischen Erzählers profiliert und so die aktuelle Hörer-Begegnung erschließt. Es geschieht über die gleich eingangs erfolgende Präsentation des Lokrischen Aias, von dessen Führerschaft das in der Städtereue genannte Gefolge abhängt: Die inhaltliche Personalisierung evoziert und trägt die Hörerbegegnung. Ein früherer Text läßt eine solche Höreraktualisierung nicht erwarten: B 711-715 setzt mit der zwei Verse umfassenden Übersicht über die geographische Region von vier Städten ein, an welche sich in einem syntaktisch übergeordneten Satzgefüge von drei Versen die rhetorisch aufwendige Präsentation

des Heerführers, Eumelos, anschließt. Sie kreist um dessen direkte Abkunft von Admetos und Alkestis, ruft damit eine namhafte mythische Vergangenheit auf und bindet so die Figur des Heerführers und mit ihr die Imagination des Rezipienten in die mythische Region von Pherai bis Iolkos. Diese Integration auch des Hörers über die mythische Vergangenheit in das geographische Raster gibt eine Hörer-Begegnung wie in B 527-535 noch nicht frei. Von B 711-715 unterscheidet sich andererseits B 559-568 darin, daß hier das geographische Gesamtableau nicht von einem sich an Diomedes bindenden vergangenheitlichen Mythos zur Einheit gefaßt wird.

In der Ilias folgt zeitlich direkt auf B 527-535 die Partie  $\Gamma$  146-154: Hier fehlt die dortige auf der Realpräsenz von Städten gestuft aufbauende Erzählergegenwart, womit jene zusätzliche, die Hörerintegration tragende Dimension entfällt. Der Rezipient sieht sich durchgehend in eine höchst anschauliche Szene aus der epischen Realwelt eingebunden, und der Erzähler tritt über die Vorführung dieser Szene, der zikadenhaft auf der Troia-Mauer versammelten eloquenten Greise, in – neu sich erschließenden – launigen Kontakt mit den Hörern. In B 559-568 ist der auf einer epischen Szene aufbauende und von einer freien Erzählerpräsenz getragene Hörerkontakt – bei merklicher Zeitdifferenz – entfallen.

### *Textgruppe II*

Zeitlich unmittelbar voraus geht der Partie B 559-568 in der Ilias die Partie T 400-424, der Dialog zwischen Achilleus und seinem Pferde-Zweigespann, speziell mit Xanthos, dessen Todesankündigung Achilleus zornig bestätigt (vgl.  $\Sigma$  95-96). Der unbefangene Hörerkontakt, der  $\Gamma$  146-154 prägte, ist hier gebrochen: Die Partie beherrscht eine schicksalsschwere Voraussage durch das Tier, gesteuert von Hera (407) und den Erinyen (418). Der Erzähler selbst ist nur gleichsam stellvertretend anwesend – die interne Hörer-Bindung

bestimmen die von Xanthos apostrophierte göttliche Macht und die Moira (410), was jenen unbefangenen Außenkontakt in die Krise führt: In B 559-568 findet sich der Hörer nur noch in der Realwelt (Geographie der Argolis) wieder.

Ebenso profiliert sich die unverwechselbare Gegenwart von B 569-580 im Blick auf die Folgetexte:

In der Ilias schließt zeitlich unmittelbar die Partie E 416-430 an. Die auf dem Göttersitz Olymp spielende, also der Realwelt entrückte Szene überholt einerseits eine Gegenwartsbasis in der aktuellen Realität und dementiert damit den vorigen Rezipientenstandort; andererseits prägen die Schilderung des von weiblichen Animositäten gesteuerten dialogischen Geschehens menschlich-humorvolle Züge und erschließen so ein neues emotionelles Rezipientenpotential.

### *Textgruppe III*

Im Schiffskatalog folgt zeitlich auf B 569-580 die Partie B 671-675 (Nireus von Syme). Bei nur einem einzigen, zugleich in adverbialer Form genannten, Toponym, der Insel Syme, beherrscht den Text das Porträt des nach Achilleus schönsten aller Danaer, des jedoch schwachen, gefolgearmen Nireus: Sein Name eröffnet in wiederholter emphatischer Anapher die ersten drei der insgesamt nur fünf Verse. Was fehlt, ist jegliches epische Geschehensdetail, wie es gegen Ende von B 569-580 dem Rezipienten im Mitvollzug ein imaginatives Eintreten in ein internes Kontinuum abverlangte, sowie jene in B 569-580 noch ansatzweise geographisch geprägte Oberflächenstruktur samt der Realpräsenz eines Erzählers, die den Rezipienten in antithetischer Position ›sich selbst‹ in seiner realen Gegenwart wiederfinden ließ. Diese Basis liefert ihm 671-675 nicht; eine Bestätigung seiner Existenz in der in 569-580 noch tragenden externen Raumdimension ist geschwunden – die Gegenwart jener Partie

herrscht nicht mehr. Ähnlich wie noch in B 559-568 in der Geographie, geht der Erzähler nunmehr in der emphatischen Präsentation punktueller Merkmale der Heerführer-Persönlichkeit auf; seinen Anhalt findet der Rezipient nur noch emotionell, in der indirekt-direkten Begegnung mit dem Erzähler über diese Emphase.

In der Ilias geht der Nireus-Passage, B 671-675, die kurze Partie B 811-815 zeitlich unmittelbar voraus: Der Erzähler unterbricht, nach einer Botschaft der Iris und der Auflösung der troischen Ratsversammlung durch Hektor, den Geschehensverlauf, der sich (816-877) im Katalog der auf troischer Seite kämpfenden Kontingente fortsetzen wird. Mit der Vorstellung einer auch in der Gegenwart bestehenden geographischen Lokalität (ἔστι δέ τις ...) – Versammlungsorts der Troer – zeichnet sich die Instanz eines regieführenden Erzählers ab. Dabei bleibt der eng begrenzte Bezirk geographisch fern. Ihm fehlt (wie in B 671-675) eine dominierende Geschehensschilderung, und es fehlt (anders als noch in B 569-580) ein sich als gegenwärtige Größe oder (anders als noch in E 416-430) ein psychologisierend sich profilierender Erzähler. Mit beidem entfällt der vormalige Hörer-Standort. Doch bietet die kohärente Beschreibung der Real-Koordinaten dem vom Erzähler »eingewiesenen« Rezipienten immerhin die Grundlage für einen kontinuierlichen internen Mitvollzug. Diese seine eigene durchgehende imaginative Beteiligung ist tragende Basis einer gesammelten externen Selbstbegegnung. Mit dem Entfall jedoch eines kohärenten szenischen Tableaus in B 671-675 zugunsten der emphatischen Pointierung einer einzelnen Führerpersönlichkeit entfällt auch die bisherige Basis für die textexterne standortsichernde Raumdimension. Stattdessen aktualisiert sich der Erzähler und erschließt eine neue Dimension über die emotionelle und punktuelle Begegnung in der Emphase.<sup>15</sup>

---

<sup>15</sup> In der Ilias folgt zeitlich direkt auf die Nireus-Passage, B 671-675, die Partie Θ 21-40.



### 3. Erläuterung der relativen Chronologie

von vier Strophen  
aus dem klassischen deutschen Minnesang

Äußerer Anlaß für die folgende Erörterung war ursprünglich ein Versuch, die Überlieferungslücke von MF (111,5) zu ergänzen. Diese Strophe antwortet offenkundig auf die im gleichen Ton stehende Strophe MF (110,26). Zugleich scheint aber ihr letzter Halbvers gezielt auf Walther L. (75,17) anzuspielen, was sich mit der geltenden Chronologie nicht ohne weiteres verträgt. So bot sich dieser Strophenkomplex dafür an, das Verfahren zur Bestimmung relativ-chronologischer Verhältnisse an diesen Minnesang-Strophen zu illustrieren.<sup>16</sup>

Das hier vorgestellte Verfahren ließe sich – wie an erzählenden Texten – ebenso etwa an Spruchstrophen realisieren. Wenn Minnesangstrophen als Beispiele gewählt werden, so – wie im folgenden deutlicher wird – zugunsten einer möglichst optimalen Veranschaulichung der Rezipientenposition, die als ein in der Virtualität verbleibender Faktor nur auf indirektem Wege bestimmbar wäre. Hier ist allerdings die diffizile Problematik des weithin vertretenen Fiktionalitäts-Postulats nicht zu umgehen. In der modernen Performanzforschung wird für den Minnesang zwischen drei verschiedenen Ich-Instanzen unterschieden: dem textinternen (›lyrischen‹) Ich,

---

<sup>16</sup> Als Beispiele dienen: Rugge MF (110, 26) – Walther L. (75, 17) – Rugge MF (111, 5) – Rugge MF (110, 34). – Die runden Klammern hier und im folgenden Text zeigen an, daß nicht von einem ganzen ›Lied‹, sondern nur von einer einzelnen Strophe die Rede ist.

dem vortragenden Sänger und schließlich dem Verfasser des Textes. ›Ich‹ ist ›das exemplarische Ich des Repräsentanten der höfischen Gesellschaft.‹<sup>17</sup> Die Diskussion über das ›lyrische‹ Ich setzt ›Fiktionalität lyrischer Rede voraus, indem sie die Verwechslung des jeweils sprechenden Ich mit dem Autor ... unterbindet ...‹.<sup>18</sup> ›Um Fiktion handelt es sich nur in dem Sinn, daß ein imaginäres Selbst entworfen und im Lied vorgeführt wird, ... d. h. etwa, dass der männliche Sänger in der Rolle einer Frau sprechen kann.‹<sup>19</sup> ›Der Sänger macht sich zum Sprachrohr eines imaginären Selbst ...‹<sup>20</sup> Neben fiktionalen Minne-Bekundungen<sup>21</sup> sind fiktive Ich-Instanzen im Minnesang in der Tat nicht selten: Erwähnt seien Tagelieder, beginnend mit Dietmar MF 39,18, und v.a. Frauenlieder in der Reinmar-Überlieferung wie MF 178,1, MF 186,19, MF 199,25 oder MF 192,25.<sup>22</sup> Vielfach jedoch scheinen sich die Texte einer Unterscheidung von textinternem Ich und Verfasser zu widersetzen.

Der hier vorgeführte Ansatz geht vom Einzeltext als ›parole‹ aus, also von der Dokumentation eines Sprechereignisses. Es geht

<sup>17</sup> JAN-DIRK MÜLLER, Die Fiktion höfischer Liebe und die Fiktionalität des Minnesangs. In: ALBRECHT HAUSMANN (Hg.), Text und Handeln. Zum kommunikativen Ort von Minnesang und antiker Lyrik. Heidelberg 2004 (Beihefte zum Euphorion 46), 47-64; hier 51.

<sup>18</sup> Ebd., 57.

<sup>19</sup> Ebd., 63.

<sup>20</sup> Ebd., 64. – Doch kommt es für HARTMUT BLEUMER (Ritual, Fiktion und ästhetische Erfahrung. Wandlungen des höfischen Diskurses zwischen Roman und Minnesang. In: RUTH FLORACK/ RÜDIGER SINGER [Hgg.], Die Kunst der Galanterie. Facetten eines Verhaltensmodells in der Literatur der frühen Neuzeit. Berlin/Boston 2012 [Frühe Neuzeit 171], 51-92; hier 75-78) über den ›Primat der Aufführungssituation‹ (75) von einer ›Situations-spaltung‹ (der ›Trennung zwischen Vortragssituation und Textsituation‹ – da das »ich minne« ›sich zur faktischen Realität völlig indifferent verhält‹ [76]) – so ›dass der vortragende Sänger ... nicht mit dem textinternen Subjekt zu verwechseln ist‹ (77), aufgrund des »ich singe« zur ›Situationsverschmelzung‹ (78).

<sup>21</sup> So in attitudenhaft selbstmitleidigen hofsängerischen Pflichtübungen wie MF 170, 36 oder MF 175, 1, Liedern wohl später Reinmar-Epigonen.

<sup>22</sup> Für den öffentlichen Vortrag ließe sich an professionelle Sängerinnen denken, mit denen ›Kaiser Heinrich‹ MF 5, 20-22 offenbar rechnet. – Literatur zu Männer- und Frauenstrophen im Minnesang bei GERT HÜBNER, Minnesang als Kunst. Mit einem Interpretationsvorschlag zu Reinmar MF 162, 7. In: ALBRECHT HAUSMANN (Hg.) 2004 [Anm. 17], 149, Anm. 14.

um die Realität des Sprechens in actu. Im Sprechen tritt damit – direkt oder indirekt – die Instanz in Erscheinung, die die Sprache verantwortet, der Verfasser des Textes. Zugleich erschließt ein solcher Ansatz einen Standort in der Realität der Kommunikation, den des mit dem Sprechen unabdingbar gesetzten authentischen Rezipienten. Innerhalb dieses polaren Spannungsfeldes bewegt sich die Frage möglicher Fiktionalität des textinternen Ich.

Welches Kriterium bürgt für ein nicht-fiktionales sprechendes Ich? Die im Minnesang weithin herrschende Möglichkeit, aus einer inhaltlich vorgegebenen Position dem sprechenden Ich von außen als räumlich distanzierterem Gegenüber zu begegnen, die Abgrenzbarkeit also der als Sprechereignis verstandenen Sprache gegenüber deren strikter Alternative, einem für den kommunikativen Prozeß inhaltlich relevanten Rezipientenstandort, spricht dringend gegen eine Unterscheidung des ›Sprechenden‹ (nämlich des Verfassers) vom textinternen Ich. Eine so definierte ›Sprache‹ verantwortet nicht ein fiktionales Ich, sondern der Verfasser des Textes selbst. Die den Texten impliziten Raumvorgaben, die es zulassen, das Ich des Sprechenden im Prozeß des Sprechens als Gegenüber zu lokalisieren, schließen per se einen ›dritten‹ Standort, von dem aus die Sprache verantwortet würde, als Denkmöglichkeit aus.<sup>23</sup>

Es gibt in diesem Sinne kostbare Beispiele nicht-fiktionaler weiblicher Ich-Instanzen, so Johansdorf MF 91,22-91,14 oder die berühmte Witwenklage Reinmar MF 167,31. Sie sind wesentlich bestimmt durch eine Abgrenzung bzw. Abgrenzbarkeit der Sprechenden gegen die Adressatenseite. Die Sprechende definiert und vertritt ihre Situation unabhängig von dieser und behauptet so ein eigenes Profil. Eklatant deutlich wird das am Extremfall der Witwenklage, die sich zu Beginn (in der 3. Pl.) und am Schluß (in der Wendung an Gott) dem öffentlichen Anspruch, der ihre Aussage

---

<sup>23</sup> Hierzu eingehend der Vf.: Zum lyrischen Umfeld des Mädchenliedes Walther L. 49,25, ZfdPh 128, 2009, 29-64.

herausgefordert hat, verschließt. Sie selbst, in ihrer Situation, ist die Antwort auf das an sie gerichtete Anliegen und evoziert damit als ihr reales Äquivalent die Gegenposition der Öffentlichkeit im interaktiven Raum. Als authentische Ich-Aussage verliert die Witwenklage damit ihren Stellenwert innerhalb der Kunst ›Reinmars‹.

Fiktive Ich-Instanzen und ihre Sprache sind Projektionen. Das am Text ansetzende intentionale Spannungsverhältnis herrscht unverändert; es führt auf einen Standort in der Realität. Nur deckt sich in diesem Fall die Position des Rezipienten mit der des für das Sprechen Verantwortlichen, des Verfassers selbst. Deren Gegenwart verfällt im zeitlichen Fortgang ebenso wie im Fall authentischer Ich-Aussagen. Daher ist das Grundmodell für beide Aussagemodi gleichermaßen verbindlich.

Wie für das rezeptive Grundkonzept als veranschaulichendes Modell die mündliche Minnesangpraxis mit dem Auftritt eines Sängers vor einem räumlich anwesenden Publikum taugt, bietet im Fall nicht-fiktionaler Ich-Instanzen für die Demonstration des relativ-chronologischen Bestimmungsverfahrens die der Mündlichkeit verpflichtete Spezies Minnesang denkbar günstige Voraussetzungen. Denn der von Verständigung determinierte Zielpunkt des Sprechens findet sich mit Minneadressat/en/in und Gesellschaft in den Texten thematisiert und wird in räumlicher Präsenz vorgeführt, so daß am *textinternen Raum* zeitliche Gegenwart des Sprechens ablesbar wird. Die vom Sprechenden intendierte Rezipientenseite muß nicht erst in operationale Kategorien der Textstruktur ›rückübersetzt‹ werden, wie es beispielsweise heroische Epik erfordert. Der Adressatenseite des Textinhalts gilt das Anliegen des Sprechenden. Mit ihm teilt sie einen gemeinschaftlichen Außenraum, den der sprachlichen Kommunikation. Daraus folgt der unschwer erfüllbare Anspruch an den modernen Interpreten, sich so in die jeweils originäre Rezipientenposition ›einweisen‹ zu lassen, wie der Text sie vorgibt. Im Minnesang steht, indem die Minne

einen nicht hinterfragbaren höfischen Wert darstellt, die intendierte Adressatenseite – der Minnepartner und (oder) die höfische Gesellschaft (auch einzelne Gruppierungen derselben) – in concreto zugleich für einen originären Rezipienten ein, sie verkörpert ihn gewissermaßen selbst. Der Ansatz bei der ›parole‹ als Ansatz bei der Realität des Sprechens und bei der primären Verantwortlichkeit für die Sprache sieht für diese Verantwortlichkeit keinen Standort jenseits der Position des textinternen Ich, des Sprechenden, vor, wie er für einen fiktiven Sprecher-Entwurf zu fordern wäre.<sup>24</sup> Da die textinternen Adressaten die Funktion einer originären Rezipientenseite vertreten, bezeugt der gemeinschaftliche Raum zwischen sprechendem Ich und Adressaten die Gegenwart des Sprechereignisses. So konkretisiert sich in dieser Spezies die zeitliche Gegenwart über den textinternen Raum.

Integrativ verbindlich für beide rezeptiven Größen, die inhaltliche wie die textexterne, ist die authentische Wahrnehmung. Die ›Minne‹ als Chiffre für ein Absolutum, nämlich die in ihrer Verbindlichkeit nicht relativierbare innere Bindung oder Übereinkunft mit einer zumeist in räumlicher Spannung anwesenden Bezugsgröße (Minneadressatin oder Hörerschaft), setzt ihrem Wesen nach ein elementares Verstehen voraus. Der moderne Interpret kann der lyrischen Aussage nur verstehend gerecht werden, wenn er als quasi-authentisches Gegenüber im Sprechereignis in je freiem Wechsel die Position sowohl des Sprechenden wie zugleich auch der anwesenden Rezipientenseite realisiert. Dank eines interferierenden Mitwirkens des modernen Interpreten ›dissoziiert‹ sich so Subjektivität im Raum. Das in diesem Sinne ›räumlich‹ verbindende Ingrediens ist nicht zu transzendieren oder zu relativieren, weil dies einem – jedenfalls näherungsweise anzustrebenden – ›authentischen‹ Verstehen widerstreiten würde.

---

<sup>24</sup> Bei fiktiven Sprecher-Instanzen findet sich, wie oben bemerkt, die Realität, in welcher der Verfasser angesiedelt ist, einseitig im virtuellen Bereich, auf seiten des Rezipienten.

Unter diesen besonderen Vorzeichen werden – der Vereinfachung der Darstellung halber – solche Minnesangstrophen zur Veranschaulichung gewählt, bei welchen – abgesehen allenfalls von der letzten – die Instanz des originären Rezipienten keine virtuelle Größe bleibt, sondern in den Textinhalten faßbar wird. Der jeweilige Grad ihrer mitwirkenden Präsenz im Raum taugt als Kriterium relativ-chronologischer Differenzierung.

Für das hier diskutierte Verfahren – so läßt sich resümieren – ist die aus dem Text als Sprechereignis gewonnene Bezugsgröße des originären Rezipienten deshalb unabdingbar, da sich über ihn die Dimension eines textexternen Raumes eröffnet, im Minnesang – im Sinne des originären Rezipienten – zugleich der textinternen Adressatenseite, deren authentisches Verstehen der Sprechende voraussetzt. Dieser *Raum* verbürgt räumliche wie *zeitliche* Gegenwart. Aus der Blickrichtung gegen den Sprechenden bedeutet das: Der kommunikative Raum ist über das textexterne Subjekt – konkretisiert jedoch in den textinternen Adressaten – durch gegenwärtige Beteiligung rezeptiver Subjektivität am Sprechereignis geprägt. Nach Maßgabe authentischen Verstehens kann, nachdem der interaktive Raum zeitliche Gegenwart expliziert, bei zeitlich abweichenden Texten die Rezipientenseite nicht auf gleichgerichteter, subjektiv gleichartig geprägter räumlicher Basis angesiedelt sein: Bei jüngeren Texten hat sich diese Basis aufgelöst; die Rezipientenseite muß sich ihrer räumlichen Positionierung neu vergewissern. Ist das Grundprinzip einmal verstanden und korrekt angewendet, führt ein Abgleich divergierender ›Gegenwarten‹ auf verlässliche relativ-chronologische Befunde, auch in minuziösen Schritten.

In der folgenden Darstellung wird eben dieses Muster und sein systematischer Wandel durchgespielt: Zunächst ist die authentische Gegenwart derjenigen Strophe zu definieren, welche die Sequenz eröffnet. Alsdann ist für die nach relativ-chronologischen Kriterien

anschließende Folgestrophe aufzuzeigen, daß der vorherige, gegenwartbezeugende Rezipientenstandort seine Basis und der außersprachliche Raum an subjektivem Potential verloren hat. Unter diesen gewandelten Voraussetzungen ist wiederum eine neue authentische Gegenwart zu definieren und so fort. Die durchgehende Linie, die verfolgt wird, ergibt sich demnach so: Jeder Text setzt dank seiner ihm a priori innewohnenden Intentionalität ein rezipierendes Äquivalent, ein ›originäres‹ Hörer-Subjekt, und mit diesem einen aktualen interaktiven Raum voraus: Er ist Basis der jeweiligen Sprechgegenwart. Mit deren Schwinden, d. h. im zeitlichen Fortgang, löst sich diese Basis auf; der Rezipient eines späteren Textes, seinerseits von diesem ›entworfen‹, findet auf neuer räumlicher Basis seinen Standort neu.<sup>25</sup>

Die zu charakterisierenden vier Strophen begegnen sich auf dem gemeinsamen Nenner einer von Verständnis und Loyalität bestimmten Öffentlichkeit als einer wesentlichen Komponente im außersprachlichen Part. Als Beispiele hätten jede beliebige Minnesangstrophe und ihr chronologischer Kontext dienen können; dabei war eine Auswahl sinnvollerweise so zu treffen, daß die einzelnen Strophen eine möglichst lückenlose Folge bildeten, sich mithin das relativ-chronologische Bestimmungsverfahren ohne größere Sprünge oder gar Brüche verdeutlichen ließ. Der Logik dieses Verfahrens zufolge, also der Chronologie der Entstehung nach, tritt nun die Walther-Strophe L. (75,17) in den laufenden Zusammenhang zwischen den zwei Ruge-Strophen MF (110,26) und (111,5) ein: Eine Auswahl gerade dieses Strophenkomplexes empfahl sich einfach angesichts des – bisher nicht diskutierten – Befundes, daß die Ruge-Strophe MF (111,5) mit dem im Minnesang seltenen Motiv des ›blühenden Baumes‹ die Szenerie der Walther-Strophe

---

<sup>25</sup> Die mögliche Frage nach einem späteren Rezipienten desselben Textes betreffe nicht mehr den Gegenstand der hier entwickelten Überlegungen: Diese gelten der Text-Chronologie und damit nur dem Rezipienten des ersten Moments der Textentstehung.

L. (75,17) anklingen läßt. Für die verfahrenstechnische Argumentation ist die Motivresponson ohne jeden Belang, wie überhaupt Motivähnlichkeiten für das Bestimmungsverfahren selbst nirgends eine Rolle spielen; sie dienen bestenfalls der äußeren Bestätigung von Diskurs-Zusammenhängen. Das Motiv des ›blühenden Baumes‹ ist als rein äußerliche Klammer zwischen MF (111,5) und L. (75,17) willkommen, weil es geeignet ist, die unerwartete enge zeitliche Verbindung beider Strophen zu bestätigen.

Der Rekurs auf jeweils eine Einzelstrophe rechtfertigt sich grundsätzlich damit, daß – primär im aktuellen mündlichen Vortrag – die Strophe eine in sich relativ geschlossene Sinneinheit bildet. Es hieße das Wesen des hier zu erprobenden Verfahrens mißdeuten, wollte man ein ›Zerreißen‹ von Lied-Kontexten beklagen. Geht es ja nicht um ästhetische Zusammenhänge: Lediglich den technischen Aspekt zeitlicher Abfolgen gilt es zu diskutieren.

Dabei zeigt die relativ-chronologische Analyse, daß der einzelnen Strophe – gerade etwa als statement in einem weiter gefaßten, mehrstimmigen Diskussionskontext – ein größeres Gewicht zukommt, als generell unterstellt. Der maßgeblich auf CARL V. KRAUS zurückgehende Grundsatz: ›ein Ton = ein Lied‹ ist in dem Sinne zu relativieren, daß Strophen gleichen Tons ursprünglich durchaus nicht aus einer einheitlichen Situation stammen und damit schon ein ›Lied‹ gebildet haben müssen. Erst spätere Überlieferung kann ursprüngliche Einzelstrophen nach ihrem Ton (was zumeist auch heißt: nach ihrer allgemeinen Thematik) zu einer Art Verbund vereinigt haben.<sup>26</sup> Auch finden sich innerhalb eines ›Liedes‹ gelegent-

<sup>26</sup> So ist – um Ergebnisse des chronologischen Abgleichs hier vorwegzunehmen – an Husens Lied MF 47, 9 die (etwas spätere) Strophe (47, 33) erst nachträglich angegliedert worden. Johansdorfs Strophengruppe MF 86, 1 setzt sich aus Strophen verschiedenen Alters zusammen. In Morungens Lied MF 150, 1 ist die Strophe (150, 1) wesentlich jünger als die beiden übrigen, zeitlich auch unter einander divergierenden Strophen. Ebenfalls jünger als das übrige ist die Strophe (159, 37) in Reinmars Lied MF 159, 1. Aus lauter zeitlich divergierenden Strophen oder Strophengruppen setzen sich die großen

lich tongleiche, dabei zeitlich divergierende, Männer- und Frauenstrophen zusammen, so in Morungen MF 142,19 mit zwei deutlich älteren, ihrerseits zeitlich divergierenden, Frauenstrophen: Bei diesen dürfte es sich um authentische Ich-Aussagen handeln. U. a. die spätere Verkennung solcher Gruppierungen als Lied-Einheiten konnte, mit der Lösung der Texte aus ihrer situativen Verankerung, einer Mißdeutung der Gattung Minnesang überhaupt Vorschub leisten.<sup>27</sup> Was die hier verhandelten Rügge-Strophen angeht, so hat die B-Überlieferung nur die beiden Männerstrophen aufgenommen; diese Vorauswahl hat auch C getroffen, hat aber glücklicherweise doch die Frauenstrophe, MF (111,5), wenngleich nur als Torso, angeschlossen. Ihrem früheren Entstehungszeitpunkt gemäß wird sie hier *vor* der zweiten Männerstrophe, MF (110,34), behandelt. Zu der Männerstrophe MF (110,26) könnte sie im Verhältnis eines Wechsels stehen. In der ursprünglichen Ordnung erfüllt auch das dreistrophige tongleiche Gefüge die Form eines Wechsels.

Gewissen möglichen Mißverständnissen sei an dieser Stelle vorsorglich begegnet: Es geht im folgenden keineswegs um einen ›hi-

---

Reinmar-›Lieder‹ MF 162, 7, MF 163, 23, MF 165, 10 und MF 166, 16 zusammen. Auch Walthers berühmtes ›Mäze-Lied‹, L. 46, 32, besteht aus zwei ursprünglich einzelnen Strophen, die in umgekehrter zeitlicher Abfolge als erste Reaktionen auf die Eingangsstrophe des Mädchenliedes L. 49, 25 entstanden sind.

<sup>27</sup> Doch erweist sich die Verkennung der handschriftlichen Zuweisungen als Verfasser-namen in noch folgenreicherem Maß als bedenklich: In aller Regel – so auch bei Reinmar, Johansdorf, Rügge, Husen usw. – versammeln sich unter dem einen Namen verschiedene männliche Verfasser, was schon daran deutlich wird, daß die Texte über eine mögliche individuelle Lebensspanne hinaus streuen; älteres Liedgut wird in glücklichen Fällen weitergetragen und gehütet (und dann natürlich nicht mehr in Erstperformanz zelebriert). Texte verschiedener Autoren aus verschiedener Zeit lassen sich nicht (wie es etwa für ›Husen‹ HENNIG BRINKMANN, Friedrich von Hausen, München 1948, 50-132: ›Die geistige und künstlerische Entwicklung‹, versucht hat) auf eine Einzelbiographie verrechnen. Eben deshalb stehen auch pauschale Definitionsversuche von Minnesang in der Gefahr, zu nivellieren. Wenn etwa HARTMUT BLEUMER zusammenfassend sagt: ›Der Sänger gibt in seinem Text vor, die Dame zu begehren und ihr zu dienen, *aber* er begehrt *eigentlich nur* die Anerkennung des Publikums als Lohn für seinen performativen Akt‹ ([Anm. 20], 91; vgl. auch 71; Hervorhebungen D. O.), so trifft dies manche Lieder der Reinmar-Überlieferung recht genau, dürfte aber einzelnen herausragenden Zeugnissen wie MF (165, 1), W. 71, 27 und MF (152, 34), MF (165, 28), MF (163, 5) und (162, 34) sowie MF (164, 30) und (164, 3) kaum gerecht werden.

storischen« Wandel (etwa in den Normansprüchen der Gesellschaft), sondern um einen rein *chronologischen* Fortgang. – Ferner träte ein möglicher Einwand gegen das Verfahren, die wechselnden Sprech- und insbesondere Rezipienten-Situationen ergäben sich rein zufällig, so oder anders, ohne jede ›Systematik‹, nicht das Wesen der Sache, weil er bereits den allerersten Ansatz des Verfahrens verfehlte: Dieses nimmt seinen Ausgang allein beim Gegebenen, also zuerst beim Sprechen(den) – nur von ihm aus und nicht unabhängig von ihm sind die einschlägigen situationellen Inhalte überhaupt verfügbar; für den modernen Interpreten sind sie im ersten Zugriff aus dem Sprechen geboren. Mit von außen herangetragenen Inhalten ist nicht zu operieren; die Inhalte existieren immer nur als Dokumentationen des Sprechens selbst. – Schließlich wird nirgends der Anspruch vertreten, das, was über den jeweils einzelnen Text gesagt wird, sei neu und insofern mitteilenswert. Bei den Aussagen über die jeweiligen Inhalte eines Textes geht es einzig und allein um dessen performative Struktur und – im Sinne der Fragestellung – seine ›systematische‹ Beziehung zu seiner Nachbarschaft in der hier vorgestellten Ordnung: Den Abgleich zwischen den einzelnen Texten einsichtig zu machen, erfordert eine möglichst detaillierte Verständigung darüber, was sie sagen.

Rugge MF (110,26)

22 B, 32 C<sup>28</sup>

26 Ich suoche wîser liute rât,  
 27 daz sî mich lêren, wie ich sî behalde,  
 28 diu wandelbæres niht begât  
 29 und ie nâch êren vrowen prîs bezalde.  
 30 mîn heil in ir genâden stât.  
 31 si kan verkêren sorge, der ich walde.  
 32 ir güete mich gehœhet hât,  
 33 daz sol si mêren nâch ir êren manicvalde.

Mit seiner Ratsuche wendet sich der Sprecher nach außen, an *wîse liute* – als eine Zielgruppe innerhalb der beim Vortrag anwesenden Hörschaft. Sein Anliegen ist, eine nach höfischen Maßstäben vollkommene Frau, genauer: ihre schon bewiesene Geneigtheit, zu behalten. Die topische Charakteristik leitet einen Frauenpreis ein, der mit Beginn der 2. Strophenhälfte die existentielle und emotionelle Abhängigkeit des Sprechenden von ihr sowie seine Wertsteigerung durch sie ins Spiel bringt. Diese führt im Schlußvers auf ein weiteres Anliegen, das nunmehr ihr gilt und in welchem die Strophe gipfelt: Die Frau soll, im Einklang mit ihrem blühenden Ansehen, seine ›Erhöhung‹ (Hochgestimmtheit?) weiter steigern.

Der breite Raum, welchen der Frauenpreis einnimmt, und insbesondere die Zuspitzung der Strophe auf einen Anspruch an sie legt nahe, daß sie selbst, von der nur in der 3.Sg. die Rede ist, Zeugin dieser werbenden Eloge wird. Der Anspruch an sie ist kein geringer; er betrifft eine gesteigert glückende Minnebeziehung. So erfüllt die im Titel der Strophe stehende Wendung an die *wîsen liute* zugleich eine Entlastungsfunktion für die wahre Adressatin, die sich,

<sup>28</sup> Der Text dieser und der folgenden Rugge-Strophen nach: Des Minnesangs Frühling. Unter Benutzung der Ausgaben von KARL LACHMANN und MORIZ HAUPT, FRIEDRICH VOGT und CARL VON KRAUS bearbeitet von HUGO MOSER und HELMUT TERVOOREN. I Texte, 37., revidierte Auflage. Mit 1 Faksimile. Stuttgart 1982.

je nach Wunsch, nicht selbst geradenwegs in die Pflicht genommen sehen muß – bis zum Schluß kann die Hinwendung an die weisen Ratgeber fortgelten, welchen der Frauenpreis das Anliegen des Sprechers erläutert. Im gleichen Sinne gilt dieser Frauenpreis der Aufmerksamkeit aller im höfischen Publikum und erhöht so ihr öffentliches Ansehen. Das Lied fungiert so auch als Medium einer legalisierenden Nachsuche um das Einverständnis der Öffentlichkeit mit dem Minnewerben.

Zumal die gefeierte Vollkommenheit der Frau die Wertmaßstäbe einer privilegierten höfischen Öffentlichkeit, der *wîsen liute*, erfüllt (vgl. Stichwörter wie *êren*, *vrouwen prîs*, *güete*) und zumal deren *lêre* zugetraut wird, das Fortgelten der Beziehung zu gewährleisten, ›interferieren‹ auf der Adressatenseite im Konsens der Grundwerte die ethisch maßgeblichen Vertreter der Gesellschaft und die Minnepartnerin selbst. Indem ferner jene Wertmaßstäbe nicht hinterfragbar und gleichermaßen für den Werbenden gültig sind, prägt die Idee einer gesteigert glückenden Minnebeziehung, die die Strophe trägt, die gesamte zwischen dem Sprechenden und dem Kreis der Rezipienten vermittelnde außersprachliche Raumdimension: Ein genuines Verständnis der Strophe, ansetzend am Standort der räumlich anwesenden Hörschaft, findet seine nicht hinterfragbare Grundlage in der integrativen Einheit von idealen höfischen Normvorstellungen (wie sie die Frau verkörpert, wie sie von den *wîsen* geteilt werden und wie sie fraglos die Billigung der breiten Öffentlichkeit finden) und dem Minneanliegen des sprechenden Ich. Dabei präsentiert sich dieses als abhängig, sowohl vom *rât* der *wîsen* wie von einer fortgeltenden Zustimmung der Frau. Der Schwerpunkt der Aussage ruht in deren vorausgesetzter oder doch erhoffter vertiefter Verständigungsbereitschaft – sie kann unabhängig entscheiden (*genâden*, *kan*, *güete*).

Zielpunkt der Aussage ist die für ein Gelingen maßgebliche

räumlich koprärente Hörschaft (hier die *wîsen liute* und die Minneadressatin). Von ihrer auf normative ethische Werte gegründeten engagierten inneren Beteiligung und einem elementaren Interferieren dieses subjektiven Potentials mit den intimen Regungen und Anliegen des Sprechenden, der diesem seinem außersprachlichen Äquivalent als Gegenüber werbend und fordernd *begegnet*, ist die authentische *Gegenwart* des Textes getragen. In der Schwebe zwischen beiden Seiten des kommunikativen Geschehens – in einer Schwebe, der sich auch der moderne Rezipient verpflichtet sieht – spannt sich die Dimension eines außersprachlichen Kontinuums, über welches sich im elementaren Verstehen ›Subjektivität‹ zwischen sprechendem Ich und Adressatenseite konstituiert. Zeitliche Gegenwart expliziert sich *räumlich*. Eine intime Aussage verwirklicht sich so in ihrer unverwechselbaren Augenblickshaftigkeit als räumliche Realsituation. Ein abweichender Textentstehungszeitpunkt würde sich in einer gewandelten Raumsituation niederschlagen: Was *diese* Gegenwart auszeichnet und die kommunikative Beziehung trägt, diese Form einer Geltung der räumlich präsenten Hörschaft für das sensible Anliegen des Sprechers, dieser Grad subjektiver Determination des kommunikativen Raums, besteht *so* nicht fort; der Rezipient *dieses* interaktiven Gefüges, er als die letzte Beglaubigung von ›Gegenwart‹, würde seinen Standort angesichts eines späteren Textes nicht mehr finden.

Walther L. (75,17)

138 A, 373 C<sup>29</sup>

- 17 Mich dûhte, daz mir nie  
 18 lieber wurde, danne mir ze muote was.  
 19 die bluomen vielen ie  
 20 von den boumen bî uns nider an daz gras. [dem boume C]  
 21 Seht, dô muoste ich von fröiden lachen,  
 22 dô ich sô wünneclîche  
 23 was in troume rîche,  
 24 dô taget ez und muose ich wachen.

Wie sich eine solche Umorganisation vollzogen hat, ist an der Walther-Strophe L. (75,17) zu zeigen. Bei einem Versuch, das überlieferte Liedmaterial nach dem hier zugrundegelegten Kriterium (Existenz und Qualität der außersprachlichen Raumdimension) möglichst lückenlos zu ordnen, würde diese Strophe sehr bald auf MF (110,26) folgen. Das besondere Anliegen mag es rechtfertigen, sie einzeln, also ohne Berücksichtigung ihrer Einbettung in das berühmte ›Kranzlied‹, L.74,20, zu betrachten, zumal unter den – hier vorweggenommenen – Voraussetzungen der Textchronologie.

Dieser zufolge stammen sämtliche fünf Strophen aus verschiedenen Jahren, und zwar in der Abfolge (74,28) – (75,9) – (75,1) – (75,17) – (74,20).<sup>30</sup> Die Zeitintervalle sind, abgesehen von (74,28) – (75,9), beträchtlich. Der Schlußvers von (74,28) sieht nicht danach aus, als sei eine Fortsetzung geplant gewesen; wohl aber sollte eine – leider verlorene! – durch (74,20) ersetzte Strophe vorausgegangen

<sup>29</sup> Text der Walther-Strophe nach: Walther von der Vogelweide. Leich, Lieder, Sangsprüche. 14., völlig neubearbeitete Auflage der Ausgabe KARL LACHMANN'S mit Beiträgen von THOMAS BEIN und HORST BRUNNER, hg. von CHRISTOPH CORMEAU, Berlin/New York 1996.

<sup>30</sup> Definitiver Satzschluß mit dem Eingangsvers, abschließende Mehrfachkonsonanz im a-Reim sowie zweisilbig-volle Kadenz im b-Reim begegnen innerhalb aller fünf Strophen nur in (74, 20).

sein.<sup>31</sup> Ist das Gefüge etappenweise zu einem Lied zusammengewachsen, hätte es also seine heute mit A (und letztlich auch mit C) faßbare fünfstrophige Gestalt erst in fünf zeitlich z.T. deutlich divergierenden Schritten ausgebildet, so mag (75,17) eine (zuvor ausgesparte) imaginierte Intimszene nachgetragen haben, was die Überlieferung<sup>32</sup> noch spiegeln könnte. Die von CARL V. KRAUS gegen die Überlieferung gebotene Strophenfolge<sup>33</sup> *Nemt, frowe, ... – Si nam ... – Ir sît ... – Mich dûhte ... – Mir ist ...* ergäbe allerdings einen geradezu idealen diskursiven Zusammenhang, wenn – wie von WAPNEWSKI, im Einklang mit der v. KRAUSSchen (und SCHERERSchen!) Strophenfolge, vorgeschlagen – die (besonders frühe) Mittelstrophe, *Ir sît ...*, ursprünglich die Rede der *frouwe* war.<sup>34</sup> Auf einen Mann wird die Kennzeichnung *wol getân* (wie sie auch die Eingangsstrophe bietet) sonst nicht angewendet,<sup>35</sup> und die nach dem relativ-chronologischen Befund direkt auf die (späte) Eingangsstrophe (74,20) folgende – und sicher nicht von dem *trûtgeselle[n] von der Vogelweide* stammende – Strophe L. (119,11)<sup>36</sup> versteht den Wunsch des gemeinschaftlichen Blumenlesens als den des männlichen Parts. Doch sei daran erinnert, daß in dem Reinmar-Lied MF 195, 37 die Frau für sich das Angebot erwägt: *gên wir bre-*

<sup>31</sup> Für Mutmaßungen über einen Lied-Zusammenhang empfiehlt es sich, diese Ausgangssituation nicht aus den Augen zu verlieren.

<sup>32</sup> Die mit der Abfolge (75, 9)-(74, 28) allerdings gestört bleibt: Je größer der zeitliche Abstand von der Verschriftung, desto störanfälliger dürfte die Strophenfolge werden. – Zur Überlieferung vgl. etwa CARL V. KRAUS, *Walther von der Vogelweide. Untersuchungen*. Berlin/Leipzig 1935, 302 f.; PETER WAPNEWSKI, *Walthers Lied von der Traumliebe* (74, 20) und die deutschsprachige Pastourelle, *Euph.* 51, 1957, 113-150; hier 113; MANFRED GÜNTHER SCHOLZ, *Walther von der Vogelweide*, Stuttgart/Weimar 1999 (SM 316), 126; INGRID KASTEN, *In der Schwebe*; in: JOHANNES KELLER/LYDIA MIKLAUTSCH (Hgg.), *Walther von der Vogelweide und die Literaturtheorie. Neun Modellanalysen von ›Nemt, frouwe, disen kranz‹*. Stuttgart 2008 (RUB 17673), 76-92; hier 83 f. ›Die Überlieferung zeigt, dass es keine gesicherte »feste« Strophenfolge von diesem Lied gibt‹ (83).

<sup>33</sup> CARL V. KRAUS 1935 [Anm. 32], 299-301.

<sup>34</sup> WAPNEWSKI 1957 [Anm. 32], 115; 116-127. Damit wäre auch das zweimalige Kranzangebot erklärt (vgl. ebd., 116-127); zu diesem KASTEN 2008 [Anm. 32], 86-88.

<sup>35</sup> Doch könnte *wol geslaht* in Dietmar MF (40, 5) ihr inhaltlich recht nahe kommen.

<sup>36</sup> Hierzu WAPNEWSKI 1957 [Anm. 32], 128-131.

*chen bluomen ûf der heide* (196,22). Im Refrain des Liedes CB 180a fordert das wohl weibliche Sprecher-Ich den Geliebten (Refr. von Str. 1) auf, mitzukommen auf die *heide* zu den *blumen*: Dort soll (Str. 2) ein *chrenzelin* gemacht werden, *daz sol tragen ein stolzer man ...*<sup>37</sup>

Eine Öffentlichkeit, deren vertrautes Verständnis er voraussetzt, hat der Sänger auch in (75,17) im Blick, wie die eingeworfene *seht*-Anrede bezeugt.<sup>38</sup> Aber eine gesteigert geglückte ideale Minne formuliert sich nicht im Anspruch an eine schwerpunktbildende räumlich präsente Hörergemeinschaft und expliziert sich folglich nicht über eine in diesem Sinne substantiell tragende Raumdimension des *Außen*; sondern als vergangenheitlich-imaginiertes Geschehen einer *locus-amoenus*-Situation (Stichwort *boum*) grenzt die hier *erinnerte* erfüllte Minnegemeinschaft die höfische Realität samt deren herrschenden Maßstäben (exemplarisch: *êre*) aus und bleibt – noch ungeachtet ihres Realitätswerts (Traum) – aus der Sicht der im Sprechen anwesenden und beteiligten Öffentlichkeit in die Grenzen des Sprecher-Ich zurückgebunden.

Es ist deutlich, daß mit dem tageliedartig entrückten Traumgeschehen der Außenraum – die auf die nichtsdestoweniger, unabhängig vom Genre, im Vortrag anwesende Hörschaft hinführende Dimension – durch den notwendigen Entfall einer Adressaten-Instanz, welche ein Gelingen zu bestimmen hätte, seine Qualität einer insoweit substantiell tragenden Ebene eingebüßt hat. In dem Maße, in welchem die Erfüllung gelingt – widerstandslos, wie die Beteiligung der umgebenden Natur bezeugt – fehlt dem Außenraum, der auf die im Vortrag anwesende Hörschaft hinführt, jene spezifische Funktion, gelingende Minne zu gewährlei-

<sup>37</sup> Carmina Burana. Mit Benutzung der Vorarbeiten WILHELM MEYERS kritisch herausgegeben von ALFONS HILKA und OTTO SCHUMANN. 2. Aufl., Heidelberg 1971.

<sup>38</sup> Dagegen, daß sich diese Anrede bereits vordergründig an eine anwesende potentielle Minneadressatin wenden könnte – von der *maget* berichtet das Lied in der 3. Sg. – spricht nachdrücklich der Inhalt der Strophe L. (75, 1), welcher zufolge sie in der gegenwärtigen Gesellschaft erst zu finden wäre.

sten; die Exponenten der räumlich präsenten Hörerschaft können am Minnegeschehen selbst nicht mitwirkend beteiligt sein – der Verlust eines von realer Mitwirkung geprägten äußeren Standortes bedingt einen entsprechenden Verlust an tragendem Raum. Aus einer von MF (110,26) vorgegebenen Sicht hätte die Adressatenseite ihre Basis verloren und müßte sich ihren Ort neu suchen. Ihre Teilhabe an der Minnebeziehung ist nur noch imaginativ und – angesichts der utopischen Erfüllung – frei von widerständigen Realitätselementen. Diese imaginative Teilhabe betrifft wohl eine reale Hörerschaft, wie der Appell *seht* verdeutlicht; aber eben an der Verlagerung des Beziehungsgeschehens in die Imagination wird die Auflösung jener ehemals tragenden außersprachlichen Realitätsebene evident. Signifikanterweise erfolgt ein endgültiger Brückenschlag zur beteiligten Hörerwirklichkeit erst mit dem Schwinden der Imagination: Im Wachen hat das Sprecher-Ich am Alltag teil, wie ihn die Hörerschaft erfährt – und es entbehrt hier, wie diese, einer realen Teilhabe am Minneglück (*muose ... wachen*) – es herrscht, unausgesprochen, Ratlosigkeit. Als vorläufiges Fazit ließe sich festhalten: Der Entfall einer für MF (110,26) geltenden im Außenraum gründenden erhofften Mitwirkung bedeutet den Verlust der die Ruggestrophe bestimmenden Gegenwart – jene Basis herrscht nicht mehr, die Walther-Strophe L. (75,17) gehört einem späteren Zeitpunkt an.

Wie jeder Text entwirft jedoch auch die Strophe L. (75,17) kraft ihrer authentischen *Gegenwart* des Sprechens das ihr eigene Äquivalent eines außersprachlichen rezeptiven Standortes; unbeschadet der aus dem Modell MF (110,26) ableitbaren negativen Vorzeichen definiert sich das für L. (75,17) maßgebliche kommunikative Gefüge neu: Das rezipierende Subjekt – die höfische Zuhörerschaft – findet sich im Entwurf einer idealen gegenseitigen (*uns*), ebenso widerstandslos erfüllten wie außergesellschaftlich-utopischen Minne selbst in Freiheit wieder. Das *seht* als Signal des Einvernehmens ist

die freie Bestätigung imaginativer Teilhabe. Ohne die reale Anwesenheit jener im *seht* aufgerufenen höfischen Zuhörerschaft fehlte der Strophe etwas Entscheidendes: ihre in der kritischen Aufhebung der Realität sich bezeugende gesellschaftliche Verbindlichkeit. In der alle individuellen Unterschiede aufhebenden elementaren *Begegnung* – nicht mit der Minnepartnerin, sondern mit der höfischen Gesellschaft als ganzer (diese findet sich in der utopischen Imagination des Ich gespiegelt und präsent) – also in der ›Verabsolutierung‹ der Adressatenseite im Sprecher-Ich und ihrer für den Augenblick gelingenden Lösung aus den realen Koordinaten, wie sie MF (110,26) bestimmen,<sup>39</sup> formuliert sich die unverwechselbare Gegenwart von L. (75,17).

Eine spätere Sprechsituation, in welcher diese Gegenwart nicht mehr herrscht, wäre durch den Verlust der beschriebenen gesammelten Präsenz eines höfischen Publikums in intimer Teilhabe gekennzeichnet; dieses fände sich nicht mehr als ungeschiedener und integrativ engagierter Adressat vom Text gefordert. Mit der Präsenz eines solchen kollektiven Adressaten büßte auch der Raum zwischen Sprecher und Hörerseite seine integrative Prägung durch ein überpersonales ›Subjekt‹ ein.<sup>40</sup>

---

<sup>39</sup> Auch das Sprecher-Ich ist, im Vergleich mit dem der Rugge-Strophe, ohne reale Koordinaten.

<sup>40</sup> Unbeschadet der herausgearbeiteten Abstufung, findet sich L. (75, 17) demgegenüber mit MF (110, 26) auf folgendem gemeinsamem Nenner zusammen: einer Wendung des Sprechenden an ein höfisches Kollektiv sowie dessen integrativer Einbindung in die Minneerfahrung.

Rugge MF (111,5)

nur als 34 C  
(fragmentarisch) bezeugte Frauenstrophe

- 5 Mîn lîp in ein gemüete swert  
 6 – sît er sô ringet –, daz ich behüete,  
 7 daz er ist vröiden unbehert; [›nicht beraubt‹]  
 8 des er betwinget mich mit sîner güete.  
 9 an mir er niemer missevert.  
 10 wan dem gelinget < ...  
 11 ...  
 12 ...› ob uns niemer boum geblüete. C bon<sup>41</sup>

111,5 übersetzt VOGT: ›Ich gelobe eine solche Gesinnung‹;<sup>42</sup> doch ließe sich fragen, ob *in* nicht auf ein originäres \**im* zurückgeht. – 8 bezeugt ihr Bewußtsein seines Wertes, Fundament ihrer Festlegung von 5; diese bekräftigt die verbindliche Zusage 9; für sie liefert der mit 10a einsetzende Text eine Begründung (*wan*), die offensichtlich die Sache des Partners vertritt (*dem gelinget*). 9 unterstreicht in seiner Emphase (*niemer*) die Unverbrüchlichkeit der Zusage. Die beiden ersten in der Zäsur reimenden sowie der 5. Vers stehen der Strophe (110,26) syntaktisch nahe.

Offensichtlich repliziert die Strophe auf die im gleichen Ton stehende Männerstrophe, MF (110,26): Sie verspricht zum einen das erwünschte *behalten* (110,27) und zum anderen wohl auch das erwünschte *mêren* (110,33), wie der Zukunftsaspekt im emphatischen Schlußsatz (111,12b) vermuten läßt. Die Interpretation kann sich nur auf den erhaltenen Text stützen. Doch erleichtert die diesem

<sup>41</sup> 6 *daz ich in* B. K(HV). – Textlücke wohl infolge Abschreiberversehens (Verwechslung des Zäsur-Reimwortes beim Neueinsetzen). – Zu *bôn* für *boum*: Des Minnesangs Frühling. Nach KARL LACHMANN, MORIZ HAUPT und FRIEDRICH VOGT neu bearbeitet von CARL VON KRAUS, 30. Aufl., Leipzig 1950, 441.

<sup>42</sup> Vgl. ebd.

Ton eigene Struktur fortlaufender a-c-Schlußreime bei (alternierend) ebenfalls durchlaufenden b-Reimen in der Langzeilenzäsur im Verein mit einem unkomplizierten Aussagesinn die hypothetische Wiederherstellung des für 10b-12a Verlorenen:

Im gegebenen Zusammenhang liegt ein Reimwort wie *\*-gemüete* für 10b durchaus nahe, auch wenn das Simplex bereits innerhalb von 5 begegnet; dem Beginn des Satzgefüges in 10a zufolge sollte sich dieses Reimwort auf *ihn* beziehen. Damit wäre das notwendige Prädikat in 11 zu suchen; nach dem Vorgang von 5 und 9 (auch 7 *unbehert* ist Partizip oder Verbaladjektiv) empfiehlt es sich als Reimwort. *hôchgemüete* – eine Variation zu 5 – als Versschluß von 10 würde als Prädikat und Reimwort von 11 *beschert* nahelegen. Die Sprecherin würde damit eine Steigerung seiner Gemütslage in Aussicht stellen, so wie *er* es in 110,33 verlangt hatte. Geht die Textlücke auf eine Verwechslung von Zäsur-Reimwörtern per Augensprung zurück, dann sollte das Zäsur-Reimwort, das 12a abschloß, seiner Entsprechung in 10a paläographisch ähneln. Dies führt zwanglos auf *gedinget*: Sicherte sie ihm ein *hôchgemüete* zu, so lag der – als Strophen-schluß erhaltene – Vorbehalt, der eine Minneerfüllung in der Schwebe hält, um so näher, als die am Schluß der Männerstrophe MF (110,26) ausgesprochene Forderung ausdrücklich an ihre *êre* erinnert (110,33). Damit könnte 111,10-12 etwa gelautet haben:

›wan dem gelinget, ‹swem ein hôchgemüete [dem?]  
 von stætem wîbe wirt beschert: [wudem?]  
 dêst im gedinget,> obe uns niemer boum geblüete.<sup>43</sup>

Der noch überlieferte Versbeginn 111,10 *wan dem gelinget* setzt zu einer gnomischen Aussage an: Mit dieser profiliert sich die Sprechende – soweit der fragmentierte Text erkennen läßt – als nach

<sup>43</sup> In den spitzen Klammern Textherstellung exempli gratia.

einem objektiv verbindlichen Maßstab urteilend; seine *güete* (111,8) als ausschlaggebender Faktor bezeugt dies. Ihr Wertmaßstab ist ein höfischer und dürfte letztlich in *ihrem* höfisch-ethischen Rang seine Bestätigung finden. Als abhängig erscheint nicht sie, sondern der männliche Part. Die Selbstprofilierung – und das ist entscheidend – setzt eine textexterne, in polarer räumlicher Spannung existierende, alternative Adressatenseite frei. Die Strophe wird daher als Aussage eines nicht-fiktionalen weiblichen Ich verstanden.<sup>44</sup>

Beim Versuch einer relativ-chronologischen Abgrenzung von der Strophe L. (75,17) kommt es wie immer auf das Kriterium: Existenz und Qualität der außersprachlichen Raumdimension an. Dort ist sie begründet und geprägt durch die Intimerfahrung einer imaginierten erfüllten gegenseitigen Minne durch das höfische Kollektiv. In MF (111,5) bestimmen durchgreifend andersartige Umstände das kommunikative Gefüge: Zunächst herrscht – ähnlich wie in MF (110,26) – eine nach außen offene Situation des Sprechens, bestimmt durch einen individuellen Sprechanlaß (111,6 *sît er sô ringet...*). Die Strophe ist durch ihre Orientierung auf den in der 3. Pers. apostrophierten individuellen Partner in der Minnebeziehung geprägt: Die Sprechende sichert ihm in ausgesprochen verbindlicher Form (111,5 *swert*; 111,9) für die Zukunft eine gelingende Minnebeziehung zu; *vröiden* ist deren Schlüsselbegriff, der zugleich den gemeinsamen Nenner mit L. (75,17) – hier 75,21 – offenlegt. Das Ich dokumentiert – eben wie es MF (110,26) einfordert – erstmals im vorliegenden Zusammenhang ein Sprechen kraft eigener Entscheidungsfreiheit – was gegenüber L. (75,17) eine ausdrückliche Verankerung des Geschehens in der Hörerwirklichkeit unterstreicht. Damit ist der Minnepartner – aus der aktuellen Sicht der Sprechsituation – nicht mehr mitwirkend am Gelingen beteiligt.

Vor allem aber, im entscheidenden Unterschied zu L. (75,17), ist

---

<sup>44</sup> Sie wäre demzufolge auch nicht von einem Heinrich von Rugge verfaßt.

von einer integrativen Beteiligung des höfischen Kollektivs, geschweige von dessen Mitwirken an der Gegenseitigkeit des Minnegeschehens wie in MF (110,26), keine Rede: In L. (75,17) ist das Minnegeschehen zwar nur imaginativ existent; da aber nicht allein die sprachliche Inszenierung als ihr Äquivalent die höfische Hörschaft fordert, sondern eine Anrede diese direkt einbezieht, wird sie als konstitutiver Faktor zum Part des Minnegeschehens. In (111,5) dagegen trägt erstmals das sprechende Ich selbst, bewogen durch die *güete* (111,8) des Werbenden, in einer bindenden Zusage das Gelingen der Minnebeziehung: Damit entfällt – in der Sprechsituation – ein Mitwirken des Kollektivs. Im Minnepartner sieht sich anstelle der höfischen Gesellschaft als ganzer die Instanz eines Einzelnen zum äquivalenten Zielpunkt der Minneaussage erhoben. Obschon MF (111,5) ebenso wie L. (75,17) vor der höfischen Öffentlichkeit (und für sie) vorgetragen wird, so besteht die Minnebeziehung als aktuelle Gegebenheit doch ohne sie. Insoweit hat die höfische Öffentlichkeit einen benennbaren Grad ihrer Beteiligung eingebüßt. Als Subjekt integrativer Teilhabe an einem gelingenden Minnegeschehen hat sie im außersprachlichen Raum keinen Standort mehr; sieht sich ein höfisches Kollektiv nicht mehr gefordert, so verliert sich mit seinem Engagement jene von ihm getragene Raumdimension, welche in L. (75,17) mit der gelingenden Minne noch zwanglos aufging – die dort herrschende unverwechselbare Gegenwart ist ›vergangen‹.

Die öffentliche Vortragssituation macht den Minnepartner zu einem – dem dominierenden – außersprachlichen Gegenpol der Sprechenden. Soweit sich dieser als von der Sprechenden rückhaltlos bejaht erfährt, findet sich die im Vortrag anwesende Gesellschaft außerhalb einer internen Teilhabe an der Minnebeziehung. Dessen ungeachtet bleibt sie, allein kraft der Öffentlichkeit des ›intimen‹ Bekenntnisses, ein konstitutiver Faktor der außersprachlichen Situation und vertritt ein *zweites* außersprachliches Äquivalent zum

Auftritt der Sprechenden. Indem diese ›Intimes‹ öffentlich vertritt und rechtfertigt, erweist sich die Anwesenheit der Gesellschaft noch in der Passivität als eine spezifische Form der ›Teilhabe‹. Denn die Minne gelingt – dies demonstriert die Sprechende – eben in Erfüllung sozialer Normvorgaben, und die Anwesenheit eines gesellschaftlichen Korrektivs prägt den Raum wesentlich. In der Minnezusage bekundet die höfische Frau ihren idealen Wert: Sie bestätigt ihren Rang in der Macht souveränen Handelns (6 *behüete*); sie zeigt sich bestimmbar durch die höchste ethische Qualität, die *güete* (8) des Partners, und beweist eben damit den eigenen ethischen Wert; und sie beteuert ihre Verlässlichkeit (5 *swert*; 9) in der Minnebeziehung, also die Elementartugend der *stæte*. Endlich aber beglaubigt sie die Ermutigung des Minnepartners mit einer Gnome (10 *wan dem gelinget ...*), was gleichbedeutend ist mit gesellschaftlichem Konsens.

Die *Gegenwart* der Strophe MF (111,5) kennzeichnet also ein realer Raum des Liedvortrags, welcher, exponiert durch den gegenwärtigen Minnepartner als impliziten und erwartenden Adressaten, ohne Mitwirken der Gesellschaft von einer für die unmittelbare Zukunft von der Sprechenden selbst in Aussicht gestellten gelingenden Zweierbeziehung geprägt ist – einer Beziehung allerdings, die aus der Erfüllung höfischer Normen lebt, sich so in Freiheit vor der Gesellschaft verantwortet und deren Mitwesenheit als bestätigenden Rahmen zugrundelegt. Diese von zwei Exponenten vorgegebene Außendimension, Signatur einer unverwechselbaren Gegenwart, müßte einer späteren Sprechsituation fehlen.<sup>45</sup>

Um die von den geltenden chronologischen Vorgaben her nicht

---

<sup>45</sup> Chronologisch würde direkt an Rugge MF (111, 5) die Hartmann-Strophe MF (213, 29) anschließen, in welcher der Sprechende die Abwesenheit derjenigen, um die er sich vergeblich müht, ihrer ihn schmerzenden seltenen Gegenwart vorzieht. – Die in C folgende tongleiche Strophe, MF (214, 1), ist sichtlich älter; doch erweckt die resignative Haltung der Strophe MF (213, 29) den Eindruck, ihr stehe der Anlaß ihres durchaus konstruktiven Gegenstücks (sich andeutend in v. 5), nämlich die Walther-Strophe L. (49, 12) mit ihrer Abkehr von unbeachtetem Lob, noch vor Augen.

zu erwartende Verbindung mit Walther L. (75,17) *motivisch* zu untermauern, mag ein abschließender Exkurs zu MF (115,5) der originellen Wendung des Strophenschlusses gelten, die mit der Signatur *uns* (vgl. L. 75,20) die partnerschaftliche Minne feiert – diese Vershälfte ist zum Glück überliefert. Wohl gehören Bäume und Blüten zur *locus-amoenus*-Topik, doch handelt es sich bei den Blüten in der Regel um Blumen,<sup>46</sup> auch unter einem Baum.<sup>47</sup> Blühende Sträucher oder Bäume (in der Pluralform) kennt im klassischen deutschen Minnesang Veldeke,<sup>48</sup> aber hier regen sie die Vögel zum Singen an, was wiederum das Ich des Sprechenden fröhlich macht. Selbst in den lat. CB sind ›blühende Bäume‹, als steigernde Engführung geläufiger topischer Motive, nicht eben häufig, so<sup>49</sup> CB 141 I<sup>a</sup> (Pluralform) als Eingangsmotiv für einen Minnedialog und CB 85 I (Singularform, aber fern von einer intimen Minnegemeinschaft) und II (Pluralform), in einem Hymnus an den amor, lediglich im Wunsch nach Minneerfüllung gipfelnd (IV). Damit kommt innerhalb der Gattung des klassischen deutschen Minnesangs dem ›blühenden Baum‹, zumal in der Singularform, ein hoher Aufmerksamkeitswert zu. Ausgeführt als Exponent für den Ort der Minnegemeinschaft findet sich dieses Motiv einzig bei Walther L. (75, 17) in der C-Version, als lediglich andeutende, aber eindeutige Chiffre für die Minneerfüllung ferner in der hier diskutierten Rugge-Strophe, in 111, 12. Vor dem Hintergrund des Motivbestandes ist die pointierende Abbrüviatur am ehesten als Anspielung auf die unverwechselbare Walthersche Traumszene (L. 75, 19-20) verständlich;<sup>50</sup> von den zeitgenössischen Hörern konnte sie leicht nachvollzogen und im Sinn ihres Vorbildes szenisch ergänzt werden.

<sup>46</sup> Reinmar MF 183, 33-184, 7 – dazu 184, 19-20.

<sup>47</sup> So Johansdorf MF (90, 32), Veldeke V. S. 347 (55-56 C); CB 79 I-III, wohl auch 70 I; Lokalisierung einer Minnephantasie CB 62 VII.

<sup>48</sup> MF 62, 36-63, 8; 64, 17-21.

<sup>49</sup> Neben CB 68 II 5f. (Dornsträucher).

<sup>50</sup> Dies und der Umstand, daß die gesamte Strophe MF (111, 5) in der vorgeführten Weise auf L. (75, 17) folgt, fügt sich nicht den kanonisch gewordenen Vorstellungen von

MF 111,12 führt<sup>51</sup> eine Möglichkeit vor Augen, wie Motive aus dem Waltherschen ›Kranzlied‹ weitergetragen werden und in neuen Kontexten fortleben konnten. In der Ruggeschen Frauenstrophe erfüllt die Schlußwendung allerdings auch die Funktion einer salvatorischen Klausel: Sie ist eine Konzession an höfische Normerwartungen, welche die unverhüllte weibliche Verheißung einer Minnegemeinschaft nicht vorsehen. Die Zusicherung fortbestehender *fröiden* verlangt einen solchen Vorbehalt; nur in diesem eingeschränkten Sinne kann die Frau ihrem Partner ein *\*hōchgemüete* zusichern. So bleibt sie dem höfischen comment verpflichtet. Und doch treibt der Optativ *geblüete* – ob potential oder unreal – den Vorbehalt an seine eigene Grenze. Er markiert den fragilen Schwebezustand zwischen idealer Utopie und erhoffter Wirklichkeit. Näher an diese ließ sich die Walthersche Traumszene kaum heranführen ohne die Gefahr des Stilbruchs – hier ist er meisterhaft vermieden.

---

Verfassernamen und deren literarhistorischer Stellung. Etwa um den mutmaßlichen Todeszeitpunkt eines Heinrich von Rugge läßt man ›Walther von der Vogelweide‹ als Minnesinger beginnen. Wohl hat KURT HERBERT HALBACH den Ton beizeiten voller Überzeugung den sog. Pseudo-Reimaren zugewiesen (Walther von der Vogelweide, Heinrich v. Rugge und ›Pseudo-Reimar‹, ZfdA 65, 1928, 145-176, hier 151 f., vgl. 155; zustimmend CARL VON KRAUS, Des Minnesangs Frühling. Untersuchungen [MFU]. Leipzig 1939, 255) – den Motivzusammenhang zwischen L. (75, 17) und MF 111, 12 läßt er allerdings unerwähnt – doch dürften die hier verhandelten drei töngeleichen Rugge-Strophen wesentlich älter sein als der bekannte Kreuzleich, MF 96, 1 von 1190.

<sup>51</sup> Neben L. 119, 16 oder MF 196, 22.

*Rugge MF (110,34)*

23 B, 33 C

- 34 Ich hôte wîse liute jehen  
 35 von einem wîbe wunneclîche mære.  
 36 mîn ouge sî begunde spehen,  
 37 ob an ir lîbe diu gevuoge wære.  
 1 nu habe ich selbe wol gesehen,  
 2 wie si vertrîbe senelîche swære;  
 3 und ist mir sô von ir beschehen,  
 4 daz ich belîbe vrô, des ich unsanfte enbære.

Die Strophe, obschon durch ein deutlicheres zeitliches Intervall von den beiden tongleichen Strophen getrennt, sei doch an dieser Stelle diskutiert, nachdem motivische Beziehungen auf ihren engen inneren Zusammenhang mit MF (110,26) deuten: 110,26 *wîser liute* – 110,34 *wîse liute*, nach *ich*-Einsatz der Strophen, an derselben Stelle; 110,31 *si kan verkêren* – 111,2 *si kan vertriben* (C) bedeutungsgleich an derselben Stelle; auch die beiden parallelen Verse 110,32 und 111,3 sprechen den Einfluß an, den sie auf seine Gemütslage genommen hat. Wenn das Schlußmotiv 111,4 *daz ich belîbe vrô ...* dem in 110,27 ausgesprochenen Anliegen *wie ich sî behalde* entspricht, so formuliert 111,4 ein Ergebnis, wie es die Frauenstrophe MF (111,5) in 111,7 in Aussicht stellt. (110,34) scheint die in (110,26) und (111,5) verhandelte Situation aufzugreifen und ihren glücklichen Abschluß zu würdigen.

(110,34) gliedert sich in zwei Bauteile gleichen Umfangs: Kunde und Nachprüfung – bestätigendes Ergebnis. Darüberhinaus macht je ein Verspaar eine abgrenzbare Sinneinheit aus. Diese klar gliedernden und abstandschaffenden Akzente dürften einer Gefahr der Monotonie, wie sie im durchreimenden Ton angelegt sein mag, entgegenwirken. Die Spannung einer Partnerbeziehung, wie sie die beiden tongleichen Strophen kennzeichnet, ist hier – zugleich mit

der initiierten Beteiligung einer maßgeblichen Gruppe aus der Hörerschaft (34 *wīse liute*) – in die *Vergangenheit* verlegt, wobei der geschehenslogisch zielstrebige Ablauf These – Nachprüfung eine Begegnung der Partner ersetzt. Mit dem Beginn der zweiten Strophenhälfte (111,1 *nu*) ist die Sprechgegenwart erreicht, von welcher aus der aktuelle Hörerbezug zu suchen wäre; doch das in der Gegenwart vertretene glückliche Ergebnis (111,1. 111,3-4), das zugleich die an die Frau gerichteten Erwartungen bestätigt (111,2), hat sich in der Vergangenheit erfüllt (111,1 *habe ich ... gesehen*, 111,3 *ist mir ... beschehen*). Der glücklich verlaufene vergangenheitliche Prozeß präsentiert sich für die Gegenwart als Lösung. Für eine Beteiligung in einer gelingenden Minnebeziehung ist damit ein außersprachlicher Standort nicht mehr vorgesehen. Die *wīsen* sind bestätigt – 110,35 *wunneclīche mære* deutet auf 111,1-4 voraus – das Minneglück ist erfüllt, und weder die *wīsen* noch die Minnepartnerin sind als außersprachliche Garanten einer gelingenden Minnebeziehung mehr gefordert. Infolge eines solchen abschließenden Gelingens, das seinerseits vom Sprecher nicht wiederum als Anlaß zu einer abgrenzenden Profilierung wahrgenommen wird, fehlt ein für alle vorausgehenden Strophen kennzeichnendes Sich-Öffnen, Hinausgreifen oder -wirken der Minnebeziehung in einen außersprachlichen Raum – eine Rezipientenposition, welche für das Gelingen noch notwendig wäre, ist nicht mehr gegeben. Ein Hörer, der sich wie der männliche Part in (111,5) in einer zukunftsbestimmenden Perspektive intendiert sehen wollte, würde seinen Standort gegenüber (110,34) nicht mehr finden. Was in (111,5) noch mit einem maßgeblichen Anteil der Hörerwirklichkeit die Gegenwart bestimmt hatte, ist in doppeltem Wortsinn Vergangenheit. Der Abbruch von situationsformender und -steuernder außersprachlicher Wirklichkeit erweist sich, ablesbar an der Dominanz der Vergangenheit, als durchgreifend. Die Gegenwart von (111,5) herrscht nicht mehr.

Von hier aus ist die spezifische *Gegenwart* der Strophe neu zu

definieren. Was die *wîsen* als *wunneclîche mære* weitergegeben haben, ist eine an der Frau gesuchte *gevuoge*; diese wiederum bestätigt sich in ihrer erwiesenen Kompetenz, *senelîche swære* zu *vertrîben* und bleibend *vrô* zu machen. So bezeugt der Sängerauftritt mit der gelungenen Minne die verlässliche Gültigkeit gesellschaftlicher Ideale – etwas, was die abgegriffenen Klischeevorstellungen von Hohem Minnesang eigentlich nicht würden vermuten lassen. Im Sängerauftritt ist das Ich in seinem Minneerfolg Exempel für die Urteilskraft der *wîsen* ebenso wie für die *gevuoge* einer höfischen Frau, die den Normvorstellungen der *wîsen* entspricht. Der bestätigende Rückblick feiert zum einen die Frau und spiegelt so die Gesellschaft in ihrem idealen Selbstverständnis. Zum anderen feiert das Ich des Sprechenden, in spannungsloser Weise eins mit seinem sozialen Umfeld, mit dessen intaktem Normengefüge sich selbst in seinem Minneerfolg. Es gibt keinerlei sensiblen Abstand zwischen Ich und Gesellschaft. Vielmehr ist die Gegenwart der Strophe durch ein Sprecher-Ich bestimmt, das bei implizitem Frauenpreis aus der Erfahrung erfolgreichen Werbens in repräsentativer Vertretung die Gültigkeit gesellschaftlicher Minneideale bezeugt. Dieser Einklang mit einer im Erfolg des Einzelnen sichpiegelnden Gesellschaft, diese exemplarische, die Gesellschaft fraglos integrierende Geltung des Ich, die von einer Vereinzelung nichts ahnen läßt,<sup>52</sup> bekundet ein spannungslos gleichgestimmtes außersprachliches höfisches Umfeld. Was sich in einer Geltungseinbuße der außersprachlichen Faktoren und einer neuen Souveränität des Ich in (111,5) bereits vorbereitet hatte, in (110,34) ist es zu einem im gegebenen Rahmen praktisch verabsolutierten Status des sprechenden Ich gediehen. In einem Folgeschritt – mit dem Aufbrechen einer kritischen Polarität

---

<sup>52</sup> Verrät sich hier ein sozial dominierender Rang des Sprechers?

– müßte dieser Gleichklang in ein neues, das sprechende Ich profilierendes Spannungsgefüge auseinandertreten.<sup>53</sup>

Kriterium authentischer Gegenwart ist – gewonnen über die Sprecher-Präsenz und die Vergewisserung am Standort des originären Rezipienten – der diesen Rezipienten tragende externe Raum. Zeitlicher Fortgang – Entgleiten (und Eintreten) jeweiliger Gegenwart – vollzieht sich über den Abbau rezeptiver Bindung und der externen tragenden Raumdimension; ein originärer Rezipient findet sich und seinen Standort – seine Gegenwart – auf gewandelter Basis in einer neu sich erschließenden Raumdimension jeweils neu. Der hier exemplarisch an der lyrischen wie zuvor an der epischen Gattung vorgeführten Betrachtungsweise stehen prinzipiell alle Texte, gleich welcher Gattung und Spezies, offen. Abgrenzende Unterscheidungen lassen sich mit wünschenswerter Genauigkeit treffen, und eine Vergewisserung an zuverlässig datiertem Material liefert absolute Daten.

---

<sup>53</sup> Wollte man einen chronologisch möglichst lückenlosen Anschluß herstellen, so würde, außerhalb der Spezies Minnesang, Walthers Unmutston-Strophe L. 36, 1 eine solche neue Wirklichkeitsstruktur vertreten: Diese Strophe formuliert eine (ironisch-kritische) Herausforderung an die – in der Vergangenheit vorgeblich bewiesene – gemeinschaftlich höfische Gesinnung des österreichischen Adels. – An einem bekannten mittelalterlichen Text, dem ahd. Ludwigslied (von ca. 882 Beginn), mag das Ausmaß der chronologischen Verwerfungen in der klassischen deutschen Literatur des Mittelalters (andeutungsweise) erkennbar werden: Geringfügig älter ist das Wolframsche Tagelied I (LACHMANN) von ca. 881 geg. Ende.



## II Linear B



# 1. Neudeutung der Gruppenzeichen

Ἕλληνές εἰσιν ἄνδρες οὐκ ἀγνώμονες  
καὶ μετὰ λογισμοῦ πάντα πράττουσίν τινας.  
(Die Griechen sind Menschen nicht ohne Verstand,  
und sie tun alles mit einer gewissen Überlegung.)  
*Menandros, Fr. 762 (Körte)*

## *Der kulturelle Zeitrahmen*

›Und was machen Sie mit Linear B?‹ Diese Frage hielt im Jahre 1981 ein altphilologischer Fachvertreter dem Vf. vor, als dieser versuchte, den Piktogrammen des ebenso bekannten wie umrätselten Diskos von Phaistos ein Lautsystem auf alphabetischer Basis zu unterlegen und die Inschriften im geläufigen antiken Griechisch zu lesen.<sup>54</sup> Dem stand unversöhnlich das geltende Epochenschema entgegen, in welchem auch Linear B seinen festen Stellenwert behauptet. Linear B gilt als altertümliche Silbenschrift. Die Frage stand im Raum – ihre Relevanz wird am hier vereinfacht wiedergegebenen kulturhistorischen Zeitrahmen deutlich:

- Diskos von Phaistos/Kreta (hieroglyphisch bestempelt), mittelminoisch, ca.1600 a. – Die Diskos-Beschriftung gilt als nicht griechischsprachig; um 1600 habe es auf Kreta noch keine Griechen gegeben.
- Späte Bronzezeit: etwa frühes 16. Jh. a. bis gegen 1200/1100a.

---

<sup>54</sup> Das Abaton des Lykäischen Zeus und der Hain der Elaia. Zum Diskos von Phaistos und zur frühen griechischen Schriftkultur. Tübingen 1996. – Eine konzentrierte Darstellung der Diskos-Entzifferung ist im Schlußkapitel (113-149) beigefügt.

- Linear B (Schrift der griechisch besetzten kretisch-minoischen sowie der mutterländischen mykenischen Paläste): seit dem 15. Jh. a. bis um 1200 a. (griechisches Mutterland).<sup>55</sup>
- Sog. ›Dunkle Jahrhunderte‹ (schriftlos): nach der Zerstörung der mykenischen Paläste im Mutterland und dem Untergang der mykenischen Kultur, rund 1200/1100 a. – gegen 800 a.
- Antike Kultur (mit Alphabetschrift seit etwa 800 a.): Nach einem tiefen ›Strukturbruch‹ mit Schriftverlust wird erst nach rund 400 Jahren ein neuer Schrifttyp, das Alphabet, über phoinikisch-griechische Handelsbeziehungen aus der Levante übernommen – Voraussetzung für das Homerische Epos. Infolge der langdauernden Schriftlosigkeit reichen in historischer Zeit nur noch vage Erinnerungen an Geschehnisse des 2. Jt.s hinüber.

### *Die VENTRISSche Entzifferung*

Linear B, ein bronzezeitliches Schriftsystem auf griechischsprachiger Basis mit knapp 90 phonetischen Zeichen und gut 150 Ideogrammen, faßbar seit etwa 1450 a., der SM I B-Katastrophe auf Kreta,<sup>56</sup> und beschränkt auf den griechischsprachigen Raum, nämlich die mykenischen Paläste in Knossos<sup>57</sup> sowie im Mutterland, ist neben einigen Gefäßaufschriften vornehmlich in gut 4000 Tontafeln bezeugt. Abgesehen von der kretischen Hieroglyphenschrift und dem kretischen – wohl nicht-griechischen – Linear A, ist Linear B

<sup>55</sup> Eine detaillierte und übersichtliche Einführung in Linear B gibt ALFRED HEUBECK, *Schrift* (Archaeologia Homerica Bd. III, Kap. X), Göttingen 1979, 23-54.

<sup>56</sup> Vgl. ERNST GRUMACH, I. Die kretischen Schriftsysteme. 3. Linear B; in: ULRICH HAUSMANN (Hg.), *Allgemeine Grundlagen der Archäologie*, München 1969, 244-248; hier 247.

<sup>57</sup> ›Die meisten Texte hat zu Beginn unseres Jahrhunderts Evans aus den Ruinen des Palastes von Knossos zutage gebracht‹ (HEUBECK [Anm.55], 24).

die älteste Schrift in Griechenland überhaupt.<sup>58</sup> Das System gilt als seit 1952/3 von dem Engländer MICHAEL VENTRIS (und seinem Mitarbeiter JOHN CHADWICK) entziffert. Man findet in ihm das sog. ›Mykenische‹, eine eigene Dialektform des Griechischen: ›Die ältere Stufe zu einem der Dialekte des 1. Jt.s v. ist es mit Sicherheit nicht; es ist also noch im 2. Jt. v. ausgestorben.‹<sup>59</sup> Die Mykenologie um Linear B hat sich längst als eigener Wissenschaftszweig etabliert und dokumentiert sich in historischen Grammatiken wie in etymologischen Nachschlagewerken.<sup>60</sup>

Aus der Anzahl der Zeichen hat man auf eine Silbenschrift geschlossen; daß es sich dabei um (Vokale und) ausschließlich offene Silben handelt, hat man nicht begründet,<sup>61</sup> sondern in Anlehnung an das kyprische Syllabar unterstellt.<sup>62</sup> ERNST GRUMACH<sup>63</sup> erinnert daran, daß die Forschung ›geradezu dogmatisch von der Annahme einer Silbenschrift ausgeht ..., daß die These lange vor der Entzifferung von 1952 feststeht und daher nicht erst ein Ergebnis der Entzifferung ist. Sie ist vielmehr eine Voraussetzung ... der Entzifferung ...‹. Die in aller Regel durch sog. ›Trenner‹ abgegrenzten Zeichengruppen deutet man zuversichtlich als Wörter.<sup>64</sup> HEUBECK (Schrift) vermutet im Vorbild Linear A die Ursache (vgl. 36) dafür, daß ›die Schreiber von Linear B ... vor die Aufgabe gestellt waren,

<sup>58</sup> Die singular bezeugten kretischen piktographischen Systeme von Arkalochori und Mallia sowie vornehmlich das des Diskos von Phaistos setzen nach Überzeugung des Vf. bereits die Alphabetschrift voraus (ausführlich dazu in: ›Abaton‹ [Anm. 54]; zu Arkalochori und Mallia ebd., 437-460).

<sup>59</sup> HELMUT RIX, Historische Grammatik des Griechischen. Laut- und Formenlehre. Darmstadt <sup>2</sup>1992, 5; vgl. GRUMACH [Anm. 56], 7. Entzifferung, 259-265; hier 263.

<sup>60</sup> Vgl. etwa LYDIA BAUMBACH, ›The Coming of Age‹ of Mycenaean – the first twenty-one Years, *Acta Classica* 16, 1973, 1-14 (insbes. 8-10).

<sup>61</sup> Vgl. WERNER EKSCHMITT, Die Kontroverse um Linear B, München 1969, 38.

<sup>62</sup> Ebd., 39; GRUMACH, [Anm. 56] 1969, 265. – Zum kyprischen Syllabar vgl. EKSCHMITT, [Anm. 61], 23-25; GRUMACH, [Anm. 56], 267-288: II. Die kyprischen Schriftsysteme; hier 267-272: 1. Die kyprische Silbenschrift; J. T. HOOKER, The Origin of the Linear B Script, *Salamanka* 1979 (Supplementos a Minos 8), 54 f.

<sup>63</sup> Der Ägäische Schriftkreis, *Studium Generale* 18, 1965, 742-756; hier 750.

<sup>64</sup> Vgl. etwa BAUMBACH [Anm. 60], 2.

griechische Wörter mit Hilfe von Zeichen für Vokale und offene Silben wiederzugeben« (39), und meint, »daß die griechischen Erfinder von Linear B eben nicht zu einer völlig anderen Schriftkonzeption in der Lage gewesen sind« (36) – dabei ist der Schrifttyp von Linear A, ungeachtet des HEUBECKschen Plädoyers (18-19), nicht bekannt. Eingestandenermaßen ist ein Schrifttyp aus lauter offenen Silben für die Wiedergabe des Griechischen »nicht sehr gut geeignet«. <sup>65</sup> Zudem sind mit knapp 90 (anstatt 59 für dieses System benötigter) Zeichen etwa 27 überschüssig: Von diesen sind 16 unentziffert, 5 weisen Parallelwerte auf (pu<sub>2</sub>, ra<sub>2</sub>, ra<sub>3</sub>, ro<sub>2</sub>, ta<sub>2</sub>), und 6 lauten mit zwei Konsonanten an. <sup>66</sup> Das System ist also in sich nicht etwa konsistent, sondern eher ein disparates Gemisch. Gedient hat es, soweit es sich um Dokumente auf Tontafeln handelt, nach herrschender Überzeugung der mykenischen Palastbürokratie. Die Tafeln, fast ausnahmslos nur im Feuer des Palastbrandes gehärtet, <sup>67</sup> sollen Abrechnungen des jeweils letzten Wirtschaftjahres dokumentieren. <sup>68</sup>

Aufsehen hat in den Anfängen der Entzifferung die mittlerweile berühmt gewordene sog. »Dreifußtafel« aus Pylos gemacht (PY Ta 641). Sie wurde erst gelesen, als VENTRIS' Silbenwerte bereits festlagen und bekannt geworden waren: Die Tafel schien diese

<sup>65</sup> STEFAN HILLER, Das Schriftsystem. Die Schreibregeln; in: DERS., OSWALD PANAGL, Die frühgriechischen Texte aus mykenischer Zeit. Zur Erforschung der Linear B-Tafeln, Darmstadt 1976 (Erträge der Forschung Band 49), 67-77; hier 75; DERS., ebd., 30, über »das augenfällige Ungenügen des Schriftsystems gegenüber den besonderen Eigenheiten der griechischen Sprache ...«; ähnl. RIX [Anm. 59], 5.27. Nach HEUBECK [Anm. 55], der die Entzifferung vorbehaltlos anerkennt (23), ist »Linear B für eine lautgerechte Wiedergabe der griechischen Sprache denkbar ungeeignet« (36).

<sup>66</sup> Vgl. GRUMACH [Anm. 63], 751; HILLER [Anm. 65], 67/9; EKSCHEMITT [Anm. 61], 44. 48. Gegen EKSCHEMITT'S Kritik, »daß das Syllabar anderthalbmal soviel Zeichen habe als gebraucht würden ...«, verweist GÜNTER NEUMANN (Rez. EKSCHEMITT), *Kratylos* 14, 1969 (1972), 187-194, auf die ägyptischen Hieroglyphen oder die akkadische Keilschrift (189).

<sup>67</sup> Eine seltene Ausnahme ist KN 872 mit der Wiedergabe von zwei »Stierkopf«-Skulpturen und einem Goldbecher (also kostbaren Requisiten); Abb. bei J. CHADWICK, L. GODART, J. T. KILLEN, J. P. OLIVIER, A. SACCONI, I. A. SAKELLARAKIS, *Corpus of Mycenaean Inscriptions from Knossos*, Vol. I, Cambridge u. a., Rom 1986.

<sup>68</sup> Vgl. dazu etwa HILLER, in: HILLER/PANAGL [Anm. 65], 62; JOHN CHADWICK, *Die mykenische Welt*, Stuttgart 1979, 46; HEUBECK [Anm. 55], 46.

glänzend zu bestätigen, indem der Text die abgebildeten Gegenstände – DreifüÙe und GefäÙe – nach Gattung, Menge sowie Anzahl ihrer Attribute benannte.<sup>69</sup> Doch hat näheres Zusehen mehr als eine Unsicherheit und Ungereimtheit namhaft machen können: ›... es geht auch hier nur mit direkten Gewaltsamkeiten ab. Wir müssen drei grammatische Fehler hinnehmen, was bei einem so kurzen Text gewiß nicht wenig ist, müssen uns über zwei Worttrenner hinwegsetzen, müssen für das Wort *aikeu* eine unbezeugte technische Bedeutung und für *dipa* einen Bedeutungswandel annehmen. Und bei alledem bleiben dann immer noch zwei Wörter überhaupt ganz unbekannt, *qeto* und *owowe*.‹<sup>70</sup> So steht EKSCHMITTS warnende Bemerkung im Raum, ›daß es auch diabolische Zufälle gibt.‹<sup>71</sup> – und die Frage, ob das herausfordernde Bild dieser einen Tafel gegen eine Vielzahl ganz offenkundig problematischer Exemplare aufkommen kann.

Nachhaltige Schwierigkeiten bereiten bis heute die überaus eigenwilligen ›Schreibregeln‹.<sup>72</sup> Kurz das wichtigste: Unterschieden werden nur dentale, nicht aber labiale und gutturale VerschlauÙlaute;<sup>73</sup> vor VerschlauÙlaut entfällt s- im Anlaut und – wie hier auch l/r m n – im Inlaut; auslautend entfallen -n -s -r sowie die Dativ-i im

<sup>69</sup> Illustration bei HEUBECK [Anm. 55], 43, Abb. 16.

<sup>70</sup> EKSCHMITT [Anm. 61], 107-108, 111-116; hier 115. Inkonsequenzen spricht auch GRUMACH [Anm. 56] an (263). BAUMBACH [Anm. 60] bemüht sich, gewisse Anstöße mit dem Hinweis auf mögliche Wandlungsprozesse zwischen den Epochen zu relativieren (3 f.).

<sup>71</sup> EKSCHMITT [Anm. 61], 112.

<sup>72</sup> Sie finden sich zusammengestellt etwa bei GRUMACH [Anm. 56], 260; EKSCHMITT [Anm. 61], 35-41; HILLER [Anm. 65], 75-77; HEUBECK [Anm. 55], 36. 39/41 f.; RIX [Anm. 59], 27-28.

<sup>73</sup> Mit labialer oder gutturaler Tenuis, Media oder Aspirata anlautende Silben sind schon von Hause aus dreideutig. Doch da gibt es etwa (neben 66 ta2) eine Variante 29 pu2 – wiederum nicht mit eindeutigem Lautwert. Sie schließt lediglich die mit Tenuis anlautende Variante (50 pu) aus (vgl. HEUBECK [Anm. 55], 41), um selbst zweideutig zu bleiben. Dem ›Pylos‹-Namen möchte das – will man vom insider-Wissen absehen – allenfalls zugutekommen; pa, pe, pi und po sowie ka, ke, ki, ko und ku bleiben aber uneingeschränkt dreideutig. Warum also die eine Ausnahme, pu2 – was wäre mit ›Knossos‹ oder ›Kydonia‹?

Singular nach -a und -o, nicht aber im Plural. Die daraus resultierende Unkenntlichkeit von Flexionsendungen macht die Dokumente in einem Grade mehr- bis vieldeutig, daß EKSCHMITT fragen konnte, ›was hier noch schreiben und lesen heißt‹,<sup>74</sup> und die Funktionalität des Systems für eine Palastverwaltung fragwürdig erscheinen muß. Die Verfechter der Entzifferung sehen sich genötigt, eine Lesekompetenz auf die zeitgenössischen internen Kenner der Sachzusammenhänge einzugrenzen.<sup>75</sup> In merkwürdigem Kontrast zur hochgradig defekten Orthographie steht wiederum die z.T. beeindruckende Souveränität und ›Eleganz‹ des Schriftdukus mancher Tafeln aus Knossos (so 3, 48, 343, 469, 676, 1098) oder in der Ta-Serie aus Pylos, auch etwa PY An 656.<sup>76</sup>

Während GRUMACH nur von einer ›eigenartigen Orthographie‹ spricht,<sup>77</sup> äußert sich GÜNTHER KLAFFENBACH, ebenfalls eine gestandene Autorität auf dem Felde der Epigraphik, deutlicher: ›... was »die gelieferten Wörter« angeht, so läßt sich zwar nicht leugnen, daß ein paar ganz vereinzelte Wörter in der Tat überraschend griechisch lauten, aber die Mehrzahl ist einfach unverständlich und kann nur unter der Annahme einer, man kann nur sagen, monströsen »Orthographie« ins Griechische gezwungen werden.‹<sup>78</sup> So hat u. a. auch GRUMACH seinerzeit angemerkt, daß von den lexikalischen Einheiten ›weniger als ein Drittel [] befriedigende griechische Lesungen ergeben‹ und ›daß bei der Rechnung von vornherein etwa 65 % aller Gruppen als Eigennamen ausgeschieden worden

<sup>74</sup> EKSCHMITT [Anm. 61], 41 (vgl. 36. 40 f.); zur Vieldeutigkeit vgl. auch GRUMACH [Anm. 56], 260-262.

<sup>75</sup> So etwa OSWALD PANAGL, XXX Entzifferungsgegner, Ausblick; in: HILLER/PANAGL [Anm. 65], 329-337; hier 336; vgl. auch HEUBECK [Anm. 55], 42; RIX [Anm. 59], 27; BAUMBACH [Anm. 60], 3.

<sup>76</sup> CHADWICK u. a. [Anm. 55]; EMMETT L. BENNETT, JR. (Hg.), *The Pylos Tablets. Texts of the Inscriptions found 1939-1954*, Princeton 1955; ARTHUR J. EVANS, *Scripta Minoa II* (edited from notes and supplemented by J. L. MYRES), Oxford 1952, Tf. LXI.

<sup>77</sup> GRUMACH [Anm. 56], 262.

<sup>78</sup> KLAFFENBACH; in: ULRICH WILCKEN, *Griechische Geschichte*, München <sup>9</sup>1962, 333. Zit. nach EKSCHMITT [Anm. 61], 152.

sind;><sup>79</sup> ebenso räumt RIX ein, daß >die Texte< nur zu einem Teil verständlich sind.><sup>80</sup>

HOOKER<sup>81</sup> nennt das Linear-B-Syllabar >an extremely defective instrument for the rendering of Greek< und bezweifelt, >that it represents an »adaptation« for the specific purpose of writing Greek.< Das erhebliche Ausmaß der Verunklärung von Substantivendungen mache es dem System praktisch unmöglich, wesentliche syntaktische Beziehungen anzuzeigen; man >schreibe< nicht Griechisch, sondern verleihe den Texten skelettartige Umrisse von griechischen Wörtern ein.<sup>82</sup> Zwar seien einige griechische Wörter in den Inschriften identifiziert,<sup>83</sup> doch seien sicher gegründete griechische Elemente in den Linear-B-Texten relativ spärlich.<sup>84</sup> Ungeachtet seiner unnachsichtig kritischen Beurteilung des sprachlichen Habitus der Linear-B-Texte zweifelt HOOKER – ebenso wie etwa HEUBECK und durchaus anders als KLAFFENBACH, GRUMACH<sup>85</sup> oder EKSCHEMITT – weder den VENTRISSchen Schrifttyp als solchen noch auch einzelne der Silbenwerte an. Zwar macht er nicht nur Elemente und Wortformen,<sup>86</sup> sondern ganze Textzusammenhänge<sup>87</sup> namhaft, die dem Griechischen fremd, d. h. nicht griechisch, seien, aber er rechtfertigt diese Phänomene als Eigenheiten einer Art Mischsprache, eines >Jargons<, der sich in einem spezifischen Milieu entwickelt habe: dem engen Kontakt der minoischen Kultur und ihrer Schreiber mit

<sup>79</sup> GRUMACH [Anm. 56], 262. Auch RIX [Anm. 59] (5) weist auf die >viele[n] Eigennamen< hin. – Zu den >Zweifel[n] an der Richtigkeit der Entzifferung< GRUMACH [Anm. 56], 264-265; HEUBECK [Anm. 55], 24; BAUMBACH [Anm. 60], 1-5.

<sup>80</sup> RIX, [Anm. 59], 5.

<sup>81</sup> Origin [Anm. 62], 53.

<sup>82</sup> Ebd., 55.

<sup>83</sup> Eine Übersicht ebd., 57.

<sup>84</sup> Ebd., 69 f.; vgl. auch DERS., *Mycenaean Greece*, London/Boston/Henley 1976 [wieder 1980] (*States and Cities of Ancient Greece*), 76 f.

<sup>85</sup> HEUBECK [Anm. 55], 24, Anm. 178.

<sup>86</sup> Origin [Anm. 62], 62-67.

<sup>87</sup> Ebd., 61.

dem mykenischen Mutterland.<sup>88</sup> Verhielte es sich so, dann wäre allerdings jeglicher Kritik am VENTRISSchen Entzifferungsergebnis der Boden entzogen. Doch ist der Schrifttyp offener Silben ein Präjudiz und keineswegs jene gesicherte Basis wie einvernehmlich unterstellt; allemal ist er nicht geeignet, kulturhistorische Interpretationen zu tragen, die seine prinzipielle Verlässlichkeit gegen Vorbehalte und Zweifel immunisieren. Schon a priori ist es wenig glaubhaft, daß die Griechen, geistig rege und findig in allen Belangen, sich für ihren internen administrativen Bedarf jahrhundertlang mit einem derart fremdartigen und in der Wiedergabe sperrigen Sprachkonglomerat abgefunden haben und, wie HEUBECK behauptet, ›nicht zu einer völlig anderen Schriftkonzeption in der Lage gewesen‹<sup>89</sup> sein sollten.

›Und was machen Sie mit Linear B?‹ Der Sinn dieser Frage war seinerzeit: Linear B (als eine – bekanntermaßen sogar schwerfällige – Silbenschrift) widerlegt die Annahme einer alphabetisch geprägten Späten Bronzezeit. Doch bürdet das VENTRISSche Syllabar seinen Lesern gravierende Zumutungen auf. Der Vf. ist heute wie damals von der Richtigkeit seiner Annahme überzeugt. Für ihn liegt auf der Hand, daß jener Frage ein anderer Sinn zukommt als damals intendiert: Mit der Deutung von Linear B muß etwas geschehen.

Der Altertumswissenschaftler und Publizist EKSCHMITT hat jene Fülle von Ungereimtheiten und Anstößen der VENTRISSchen Entzifferung schonungslos ins Licht gestellt. Leider mochte man sich auf die vielen an die Substanz der Texte rührenden Hinweise dieses intelligenten und klarsichtigen Kritikers nicht ernsthaft einlassen.<sup>90</sup> Treffsicherer als er jedoch wird man Kritik kaum üben können. Wie

<sup>88</sup> Ebd., 67. 69 f.

<sup>89</sup> Schrift [Anm. 55], 36.

<sup>90</sup> So PANAGL, in: HILLER/PANAGL [Anm. 65], XXX Entzifferungsgegner, Ausblick, 329-337; hier 331-333. Etwas abgewogener GÜNTER NEUMANN [Anm. 66]; doch auch er wirft EKSCHMITT ›Hyperkritik‹ vor (193).

EKSCHMITT (156) ist der Vf. überzeugt, daß die Grundlage der fach-internen Diskussion, das Entzifferungsergebnis, ein Trugbild ist. Wo denn Kritik am VENTRISSchen Syllabar nicht fruchtet, führt eine Auseinandersetzung auf seinem Boden nicht weiter. Wenn überhaupt etwas, wäre ein kohärenter Gegenentwurf noch den Versuch wert, zur Nachdenklichkeit über die herrschende Lesart zu bewegen.<sup>91</sup> Eine verbindliche Orientierung geben einzig die Dokumente selbst. Der Vf. hat seine ›alphabetische‹ Deutung der Diskos-Piktogramme seinerzeit<sup>92</sup> bereits auf die Einsicht in ein grundlegend revisionsbedürftiges Gesamtgefüge der griechischen Chronologie gegründet. Sie resultiert aus seinem Ansatz bei der Performanz, der es erlaubt, von einem jeweils aktualen textexternen Standort aus originäre ›Gegenwarten‹ zu realisieren und miteinander abzugleichen. Das Verfahren ist im Eingangs-Kapitel ausführlich erläutert und an Texten illustriert worden. Diesem Ansatz zufolge öffnet sich die Grenze für das griechische Alphabet wie für die antike griechische Literatur weit hinauf in die Bronzezeit und über den Diskos hinaus nach oben. Zugleich wird deutlich, daß die Linear-B-Tafeln – auch die des Mutterlandes – keineswegs insgesamt aus dem letzten Wirtschaftsjahr der jeweiligen Paläste stammen, sondern zeitlich weit nach oben streuen. Linear B lebt über eine weite Strecke hin in demselben von der alphabetischen Schriftlichkeit geprägten Kulturhorizont wie der Diskos. Es muß also – unter revidierten Prämissen – darum gehen, die Dokumente *neu* zu befragen, um ihrer authentischen Aussage näherzukommen. Ein solcher Versuch wird hier unternommen. Er versieht sich vorab eines – zunächst lediglich arbeitshypothetischen – Rückhalts in einem prominenten Zeugnis aus der Antike selbst zu den Anfängen der griechischen Schriftkultur.

---

<sup>91</sup> BAUMBACH [Anm. 60]: ›The onus is, I think, on the critics of the decipherment to prove their case, and to produce an alternative solution, which gives better results‹ (4 f.).

<sup>92</sup> Das Abaton, 1996 [Anm. 54].

### *Herodot V 58-61*

Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist Herodot (V 58–61). Ungeachtet des altertumswissenschaftlichen Einvernehmens, das einem Historiker des 5. Jh.s keine verbindlichen Aussagen über eine frühzeitliche griechische Schriftlichkeit zutraut,<sup>93</sup> wird die Partie hier so genau wie möglich beim Wort genommen:<sup>94</sup>

Mit Kadmos, also etwa eine Generation vor dem kretischen Seebeherrscher Minos und entsprechend lange vor dem Troischen Krieg, sind Phoiniker in das nachmalige Boiotien eingewandert (V 57, 1).<sup>95</sup> ›Zu den Griechen‹ (ἐς τοὺς Ἑλληνας) haben die Phoiniker damals u. a. Schriftzeichen (γράμματα) gebracht (ohne Artikel: 58, 1), über die sie (die Griechen) zuvor, so Herodot, seiner Meinung nach nicht verfügt hätten (ebd.) – was im Umkehrschluß heißt: nunmehr aber verfügten. Zumal wenn (so der allgemeine Konsens) dem Linear-B-System die griechische Sprache zugrundeliegt, könnte der Historiker von diesem System gewußt und es berücksichtigt haben. Hier aber zunächst zum Alphabet.

Von den Phoinikern übernehmen umwohnende ionische Griechen die Schriftzeichen (τὰ γράμματα) und formen ›wenige‹ (μεταρροθμίσαντες ... ὀλίγα) um (58, 2). Umgekehrt hat im thebanischen Heiligtum des Ismenischen Apollon der Historiker selbst (αὐτός) noch (altertümliche, daher der Erwähnung werte) ›Kadmeische Schriftzeichen‹ (Καδμήια γράμματα) gesehen, die ›größenteils‹ (τὰ πολλά) ähnlich (ὅμοια) den ionischen waren (59). Diese Schriftzeichen sollten demzufolge diejenigen gewesen sein, deren

---

<sup>93</sup> Eine Auseinandersetzung mit den Gründen hierfür würde an dieser Stelle zu weit führen; sie beruhen in der Vorstellung eines tiefen Strukturbruchs zwischen Bronzezeit und ›historischer‹ Epoche. Mythologischen Figuren und Geschehnissen spricht man eine ›Historizität‹ ab. V. a. lasse das Verhältnis der griechischen zu den phoinikischen Zeichenformen vor 800 keine griechische Alphabetschrift erwarten.

<sup>94</sup> Im ›Abaton‹ [Anm. 54], 355-360, hat sich der Vf. eingehend mit ihr auseinandergesetzt.

<sup>95</sup> Das boiotische Theben galt den Griechen als Gründung des Kadmos.

›wenige‹ die umwohnenden Ioner dann (bei der Übernahme) abwandeln. Was er für Theben bezeugt, müssen bereits *griechische Alphabetzeichen* gewesen sein: Sie erscheinen als jeweilige Hexameter-Inschriften auf drei uralten Dreifüßen – der Historiker zitiert alle diese drei gebundenen Texte im Wortlaut. Der erste und älteste ist eine Weihinschrift des Herakles-Vaters Amphitryon, der dritte und jüngste eine des Eteokles-Sohnes und Oidipus-Enkels Laodamas.<sup>96</sup> Das Herodoteische Zeugnis besagt: In Theben gab es spätestens seit der Zeit des Amphitryon (und jedenfalls vor der Schriftübernahme durch ionische Griechen) die griechische Alphabetschrift und mit ihr das überlieferte literarische Griechisch.<sup>97</sup> Dies hätte – würde es

<sup>96</sup> Zur Nachricht des Herodot vgl. etwa LILIAN H. JEFFERY, *ΑΡΧΑΙΑ ΓΡΑΜΜΑΤΑ: Some Ancient Greek Views*; in: Europa. Studien zur Geschichte und Epigraphik der frühen Aegaeis. FS ERNST GRUMACH, hg. von WILLIAM C. BRICE. Berlin 1967, 152-166. Die Epigramme des Amphitryon und des Laodamas erklärt sie für Fälschungen (154). – Die Texte wirken schon für sich selbst, in der räumlichen Präsentation ihrer zeitlichen Abfolge und nicht zuletzt im Fortgang ihrer Stilistik auf derart überzeugende Weise ›authentisch‹, daß es sich verbieten sollte, Fälschungen zu unterstellen. Ausweislich des relativ-chronologischen Befundes sind sie viel älter als der Diskos.

<sup>97</sup> Einige antike Zeugnisse von Schriftgebrauch in ›mythischer‹ Zeit stellt WILHELM LARFELD zusammen: *Griechische Epigraphik*, München <sup>3</sup>1914, 190 f.; Erstausgabe Leipzig 1907, wieder als: *Handbuch der griechischen Epigraphik I*, Hildesheim/New York 1971, hier 173. So berichtet Pausanias (I 43, 7-8) für Megara vom Grab eines gewissen Koroibos aus der Zeit des Königs Krotopos von Argos (6. Generation nach Phoroneus und 5. Generation vor Akrisios und Proitos: II 16,1-2) mit zwei elegischen Inschriften; das Grab trage die ältesten griechischen Steinskulpturen, die er, Pausanias, gesehen habe. – Demosthenes (LIX Κατὰ Νεαίρας 75-76) erwähnt für die Zeit nach der Einführung der Demokratie in Athen durch Theseus ein Reinheitsgesetz für die königlichen Dionysospriesterinnen, zu seiner Zeit noch sichtbar ›in schwer erkennbaren attischen Buchstaben‹ auf einer steinernen Stele im uralten Dionysos-Heiligtum. – Plutarch (Theseus 25, 3-4 – nicht bei LARFELD) zitiert wörtlich zwei iambische Trimeter des Theseus, welche auf einer bekannten Stele am Isthmos – der eine nach Osten, der andere nach Westen – Ionien gegen die Peloponnes abgrenzen. – Pausanias (IX 11, 1) überliefert eine ihm mündlich zitierte thebanische Inschrift in drei Hexametern vom Brautgemach für Amphitryon und Alkmene; sie nennt neben beider Namen auch die der zwei Baumeister, Trophionios und Agamedes. – Drei beeindruckende inschriftliche Hexameter des Herakles (nicht bei LARFELD) zitiert Philostrat (Flavii Philostrati Heroicus, ed. Ludo de Lannoy, Leipzig 1977, 55, 5): Sie triumphieren über den gepfälhten Kentauren Asbolos. – Eingehend berichtet Ps.-Aristoteles (Mirab. auscult. 133) von einer Stele im Land der Ainianer mit einer Inschrift, ähnlich altertümlichen Zeichenformen im thebanischen Ismenion: Dort habe man 6 Verse dieser Weihinschrift des Herakles lesen können; zitiert werden ein Hexameter sowie ein verderbter und vier intakte Pentameter (dem Satz v. 4 – v. 5 1.H. fehlt ein Prädikat – es scheinen die elegischen Hexameter ausgefallen zu sein). – Ein anmutiges Beispiel (nicht bei LARFELD) überliefert Hes. fr. 85 (105) Rz.: Aus der während des Troischen Krieges von Achilleus vergeblich belagerten Stadt Monenia (später

ernstgenommen – wie im folgenden gezeigt wird, grundlegende Konsequenzen für die Deutung von Linear B.

Hier ist an die Bemerkung des Historikers zu erinnern, die Griechen hätten seiner Meinung nach vor dem phoinikischen Schriftimport keine Schrift gehabt. Für die Zeit vor der abwandelnden Schriftübernahme durch die Ioner unterscheidet er zwei Etappen der beginnenden Schriftlichkeit in Griechenland (58,1): Die Phoiniker bringen zunächst Schriftzeichen ›zu den Griechen‹, die alle Phoiniker verwenden. ›Zu den Griechen, die zuvor keine Schrift hatten‹, sollte heißen, daß die Griechen als Empfänger diesen Import aufnehmen und selbst anwenden. Nach einer gewissen Zeit aber, so leitet er die zweite Phase ein – der Schriftimport hatte sich also bei den Griechen etablieren können – verändern (wechseln/vertauschen – μετέβαλον) die Phoiniker ἄμα τῇ φωνῇ (58,1 ›zugleich mit der φωνῇ) auch die Form (ῥυθμόν) der Zeichen. Mit dem Ergebnis ist jener Zustand gemeint, den erst danach die Ioner bei ihrer Übernahme ein wenig verändern. Diese zweite Phase ist die der alttümlichen Καδμήια γράμματα, wie sie die thebanischen alphabetischen Dreifuß-Inschriften bieten. Welches griechischsprachige Schriftsystem wäre demnach der allerersten Importphase zu verdanken, wenn nicht Linear B? Liegt aber diesem ersten ›zu den Griechen gebrachten‹ System bereits die griechische Sprache zugrunde, so sollte φωνῇ nicht etwa ›Sprache‹ meinen – also Phoinikisch, das in Griechisch gewandelt worden wäre – sondern ›Stimme, Phonetik, Aussagewert‹: das, was die Zeichen ›sagen‹. Die Umorganisation nach Aussagewert und Form, die die Καδμήια γράμματα zeitigt, wäre dann der Schritt von Linear B hin zum Alphabet gewesen – ein kategorialer Systemwechsel. Die Phoiniker hätten den Griechen demzufolge nacheinander zwei Schriftsysteme

---

Pedaso) wirft eine Jungfrau, verliebt in Achilleus, der an Rückzug denkt, einen Apfel mitten unter die belagernden Achaier: In ihn hat sie in zwei iambischen Trimetern die Ermutigung an Achilleus eingeritzt, die Belagerung nicht unverrichteter Dinge abzubrechen: Es gebe kein Wasser, und man leide schlimmen Durst.

vermittelt, Linear B – das künftighin neben dem Alphabet weiterlebt – und eben das Alphabet: Wenn der Historiker eingangs (58,1) von γράμματα (artikellos!) spricht, so dürfte er auf diesen Umstand Rücksicht nehmen; ein Artikel hätte die Aussage auf die geläufige Schrift, nämlich das Alphabet, eingeschränkt.

Hier nun ist eine Bemerkung von einiger Tragweite unumgänglich: Dem chronologischen Abgleich zufolge rücken nicht nur die Hexameter der alphabetischen thebanischen Dreifuß-Inschriften weit in die Bronzezeit und über den Diskos von Phaistos hinauf. Darüberhinaus wird sichtbar, daß sich im Herodoteischen Werk Partien höchst unterschiedlichen Alters zusammenfinden: Unbeschadet des rahmenden Berichts vom Schicksal des Hipparchos – die Abfassung von Hdt. V 58-61 zum Schriftimport nach Griechenland fällt in eine so frühe Zeit, daß nicht nur Linear B in Mykene (längerfristig in Knossos!), sondern erkennbar sogar Linear A auf Kreta über sie hinaus fortlebt. Mit den Zeichen, die alle Phoiniker verwenden (58,1 χρέωνται), sollte nach allem Linear A gemeint sein, wie es mit vereinzelt Ausnahmen aus dem mittelminoischen Kreta bekannt ist; es wäre phoinikischen Ursprungs. Bei seiner Bemerkung über die allererste Importphase hätte der Historiker pauschal den fremdartigen nicht-alphabetischen Systemtypus im Blick und spräche in einem Zuge über Linear A und das formverwandte Linear B. Auf Kreta könnte Linear A durch die dorthin entführte Sidonierin Europe bekannt geworden sein, eine Verwandte des Kadmos und nachmalige Mutter des Minos, auf deren Suche jener ins griechische Mutterland kam und Theben gründete. In nicht wenigen seiner Zeichenformen findet das mehrheitlich als nicht griechischsprachig angesehene Linear A im Linear-B-Repertoire enge Entsprechungen;<sup>98</sup> das Linear-B-System wäre von den phoinikischen Immigranten, entwickelt aus dem heimischen Muster, gezielt

---

<sup>98</sup> Nach EKSCHMITT [Anm. 61], 26. 46, wären es 54; eine Übersicht über 22 Zeichen-Parallelen gibt HOOKER, Origin [Anm. 62], 75.

für die griechische Sprache geschaffen worden. Damit wäre sogar denkbar, daß in Linear B eben der Schrifttypus, sprich: das Verhältnis von Zeichen und repräsentierten sprachlichen Einheiten, wiederkehrt, wie von Linear A vertreten.

Doch dahingestellt selbst, ob der Historiker Linear B im Blick hat oder nicht – das System reicht *weit* unter die Zeit etwa des Amphitryon herab, für welche er ja die griechische Alphabetschrift bezeugt, nämlich bis ans Ende der bronzezeitlichen Palastkultur: Es muß die ihrerseits uralte griechische Alphabetschrift jahrhundertlang begleitet haben. Wäre es dasjenige System gewesen, als welches man es zu sehen gewohnt ist, also in der Masse des Erhaltenen ein rein technisches Verwaltungsinstrument mykenischer Palastbürokratie, dabei jedoch mit extrem sperrigen Schreibregeln, so wäre es seiner notorischen Unbeholfenheit und Uneindeutigkeit halber alsbald von der Alphabetschrift abgelöst worden; ›der Konkurrenz des Alphabets war [] die griechische Silbenschrift in keiner Form gewachsen.«<sup>99</sup> Linear B kann also nicht das meinen, was man aus ihm herausliest. Dem System kann ferner nur ein ebenso entwickeltes, sauberes und dabei eindeutig wiedergegebenes Griechisch zugrundeliegen, wie es die wörtlich zitierten thebanischen Dreifußschriften liefern. Damit kann es bisher nur falsch gelesen worden sein. Hatte Linear B neben der Alphabetschrift jahrhundertlang Bestand, so war es ein System, welches, gleichrangig mit jener, keiner Modernisierung bedurfte. Warum aber dann ein solch langewährendes Nebeneinander zweier griechischsprachiger Schriftsysteme im selben geographischen Kontext? Linear B ist an die bronzezeitlichen Paläste gebunden. Es muß hier seine genuine Funktion erfüllt haben. Die Paläste waren zugleich religiöse Zentren. In nicht-öffentlichem kultischem Rahmen, also etwa mit Opfer-Vorgaben<sup>100</sup> anstatt mit profanen Wirtschaftsabrechnungen, würde Linear B als

---

<sup>99</sup> Rix [Anm. 59], 27.

<sup>100</sup> Vgl. EKSCHMITT [Anm. 61], 54.

ein System eigenen Typus dank seiner spezifischen, möglicherweise sogar esoterischen Zweckbindung zweifellos neben dem universell verwendbaren Alphabet langfristig und konkurrenzlos haben fortleben können.

Folgt man dem Historiker-Zeugnis mit dem gebotenen Respekt, so ist eine im dargelegten Sinne von der heute gängigen wesentlich abweichende Deutung von Linear B zu fordern.

### *Der Schrifttyp: Indizien für ein Wortsystem*

Vorab seien die Argumente für eine Ausklammerung der Mengenangaben und einer Deutung des numerischen Sektors aus den weiteren Überlegungen genannt: Die Tafeln vom gleichen Fundort, obwohl nicht zu Ziegeln gebrannt, machen nirgends den Eindruck, aus einem Jahr zu stammen; so fehlen z. B. in Pylos auf Tafeln mit längeren Zeichensequenzen in der altertümlich anmutenden Ad-Serie die ›Worttrenner‹ (so 290 326 380 664 667 668 676 677 678 684). Es sei nicht etwa unterstellt, hier handle es sich um die ältesten pyliischen Tafeln; wohl aber ist zu bezweifeln, daß sich ein so archaisches Verfahren wie der Verzicht auf Trenner bis ans Ende des Systems behaupten konnte. Eine zeitliche Streuung aber, schon eine geringfügigere, stünde dem Prinzip jeweils letztjähriger Abrechnungen entgegen und tangierte damit eine Grundannahme der Entzifferung. Ferner hat EKSCHMITT auf die runden Stückzahlen bei Viehherden und auf die Disproportionen zwischen Böcken und weiblichen Tieren<sup>101</sup> aufmerksam gemacht. Dieser Umstand verträgt sich a priori schwerlich mit Befunden einfacher wirtschaftlicher Bestandsaufnahmen, von welchen die Anhänger der gängigen Deutung ausgehen. Sobald es aber nicht mehr um Wirtschaftsdoku-

---

<sup>101</sup> Ebd.

mentationen geht, wird der bisher unterstellte inhaltliche Zusammenhang zwischen voraufgehendem Text, den Gruppenzeichen, und Zählungen fraglich, der für die herkömmliche Deutung von maßgeblicher Relevanz war.<sup>102</sup> Der Blick konzentriert sich hier demzufolge ausschließlich auf den phonetischen Bereich.<sup>103</sup>

Rein theoretisch wäre bei einer Zahl von annähernd 90 phonetischen Zeichen zunächst mit einer Mischung aus Laut-, Silben- und Wortzeichen zu rechnen; das System könnte dann u. a. das komplette Lautrepertoire enthalten und wäre universell anwendbar. Trotz intensiver und langwieriger Bemühungen hat den Vf. ein solcher Ansatz jedoch stets in Aporien geführt.<sup>104</sup> Ein tragfähiger Boden hat sich erst mit der Unterstellung eines *puren* Wortzeichen-Systems eröffnet und zusehends verfestigt. Eine ›Wortschrift‹ ist aus der ältesten sumerischen Keilschrift<sup>105</sup> und v.a. aus der proto-elamischen Schrift<sup>106</sup> bekannt. ›Die proto-elamische Schrift bietet sich uns als einheitliche, starr festgelegte Wortzeichenschrift dar, deren Form mehrere Jahrhunderte hindurch unverändert blieb. Sie

<sup>102</sup> Vgl. CHADWICK [Anm. 68], 45; EKSCHMITT [Anm. 61], 35.

<sup>103</sup> Insoweit als sich dieser vom Bereich der Mengenangaben löst, sollten solche dort, wo keine Sachzeichen voraufgehen (wie etwa in PY Vn 20, Ab 553 u. ö.), ›Standard-Inhalte (von bescheidenerem Wert?) betreffen, die keiner näheren Spezifizierung bedürften.

<sup>104</sup> Wie sich ein solcher Irrweg anbahnen kann, veranschaulicht die pyliche Tafel Ta 721: Sie umfaßt 5 Zeilen mit maximal 6 (Zeile 1-2) und mindestens 4 Zeichengruppen (Zeile 5). Die Gruppen 1-4 sind so gut wie identisch. Am Ende jeder Zeile erscheint als Ideogramm eine flache Schale. Auf dieses Ideogramm folgt eine Mengenangabe, nämlich jedesmal 1 – mit Ausnahme der Zeile 2: Hier folgt die Mengenangabe 3. Allein diese Zeile unterscheidet sich aber auch in der 1. Zeichengruppe; statt 3- ist sie 4-stellig: Am Ende tritt das Zeichen 75 ›we‹ hinzu. Wer könnte sich der Suggestion entziehen, hier reagiere das Eingangs-›Wort‹ auf die Mehrzahl am Zeilenschluß und 75 ›we‹ sei ein additives Plural-Element wie (in verschiedenen Kasus) etwa -i, -ς, -ες, -τα, oder -σι? Ein anlautend zweifaches so geartetes ›we‹ (vgl. KN 178 453 502 870 1151.1152.1153.1155 oder 1159) möchte vielleicht noch angehen – doch gründliche Prüfung macht offenkundig: Das ›Plural-Zeichen‹ ist ein Phantom. Jenes zusätzliche ›we‹ und die Dreizahl prägen zwar nicht zufällig dieselbe Zeile, aber sie bezeugen lediglich ein gesteigertes Gewicht der Aussage.

<sup>105</sup> DIETZ OTTO EDZARD, Die Keilschrift; in: ULRICH HAUSMANN [Hg.], Allgemeine Grundlagen der Archäologie, München 1969, 214-221; hier 217.

<sup>106</sup> WALTHER HINZ, Die Schrift der Elamer, ebd., 222-227; hier 222-224. ›Sämtliche häufige Zeichen sowie zahlreiche seltener bezeugte‹ (224) bietet eine Liste von 100 (!) Wortzeichen: Abb. 8 (223).

erweckt ... den Eindruck einer amtlichen, vielleicht sogar rituellen Dokumentation gewisser Vorstellungen, die sich nur über ein verhältnismäßig begrenztes Erfahrungsfeld erstrecken.<sup>107</sup>

Auf dem phonetischen Sektor machen sich Irritationen zunächst am Stellen- und Aussagewert des Einzelzeichens fest. Aufmerksamkeit erregt etwa ›de‹, ein Zeichen, das gern eine Schlußposition einnimmt; in PY Vn 20 bildet es jeweils stereotyp das Ende von neun kürzeren Zeichensequenzen. Als Allativ-Suffix (das Ziel anzeigend) gedeutet, wirkt eine nachgestellte Silbe ›de‹ folgenreich: Sie präjudiziert nämlich das Voraufgehen von Ortsnamen. – Doch erscheint ein Einzelzeichen nicht selten auch ›alleinstehend‹: In PY An 607 steht 77 ›ka‹ gänzlich separat in der 3. Zeile unter einem 8-zeiligen Text oder in PY Un 219 abgegrenzt durch ›Worttrenner‹; andere etwa in PY Un 2, Ma 90, Fn 187, Ab 217, Aa 313, Va 482. In der zweistufigen eleusinischen Gefäßaufschrift EL Z 1<sup>108</sup> erscheint am Ende des unteren, fünfstelligen Registers das Zeichen 54 ›wa‹ durch Trenner abgegrenzt. – Oder es begegnet in thebanischen Gefäßaufschriften (TH Z 849,3 – wohl auch 851,3) die Einsprengung eines einzelnen Zeichens (›zo‹) in eine in TH Z 852 ansonsten gleiche sechsstellige Zeichensequenz.<sup>109</sup> Während ferner TH Z 869 eine dreistellige Zeichenfolge bietet (SACCONI, 146, Tav. XLV), sprengt TH Z 876 in zweiter Position das Zeichen \*22 ein (150, Tav. XLVII). – Oder PY An 857 obv. bietet die wiederkehrende Sequenz ›ke-ro-

<sup>107</sup> Ebd., 224. – Zu Berührungen zwischen Elamiten und Westsemiten im frühen 2. Jt. vgl. ANTON MOORTGAT, *Geschichte Vorderasiens bis zum Hellenismus*; in: ALEXANDER SCHARFF und ANTON MOORTGAT, *Ägypten und Vorderasien im Altertum*, München 1950, 285. Über die Westsemiten könnten zur fraglichen Zeit elamische Kultureinflüsse bis nach Palästina zu den Phoinikern vermittelt worden sein, von wo aus dann Linear A nach Kreta gelangt wäre. – Gerade in Sumer und Elam finden sich übrigens ›Parallelen für die kretischen Ligaturen‹ in ideographischen Zeichen (GRUMACH 1965 [Anm. 63], 755). Hinsichtlich ›der Struktur und der Schrift‹ der kretischen Texte hat man ›auf enge Berührungen mit den proto-elamischen Täfelchen hingewiesen‹ (ebd., 756).

<sup>108</sup> ANNA SACCONI, *Corpus delle iscrizioni vascolari in Lineare B (Incunabula Graeca Vol. LVII)*, Roma 1974, 8, Tav. XXI.

<sup>109</sup> Ebd., 131, 133, 134. – Entsprechende Beispiele diskutiert HOOKER, *Origin* [Anm. 62], 66 f.

si-ja<, rev. desgleichen, einmal jedoch nur ›ke-ro-si<: Demnach wäre ›ja< ein für eine sinnvolle Aussage entbehrliches Zusatzelement.<sup>110</sup> Ähnlich begegnet in PY Ep 617 mindestens dreimal die Dreiergruppe 42 ›wo< - 74 ›ze< - 78 ›qe<, einmal dagegen verkürzt auf die Zweiergruppe 74 ›ze< - 78 ›qe<. – Im 7-zeiligen 2. Register von PY Ep 301 sind von der 2. Sequenz an bis zur abschließenden (7.) prinzipiell alle identisch – doch gibt es zwei Abweichungen: 1. Die 7. Zeile bietet in der 2. Position der 5. Sequenz ein der Form nach ähnliches Zeichen, 06 ›na< (statt sonst 05 ›to<).<sup>111</sup> 2. In den Zeilen 3, 4, 5 und 7 wachsen die beiden abschließenden je 2-stelligen Sequenzen mangels eines Trenners zu einer zusammen; in der Zeile 4 fehlt aber das 2. Zeichen dieser Gruppe, 12 ›so<, was hieße, daß die 6. Sequenz in den Zeilen 1, 2 und 6 statt (2-stellig) ›to-so< auch einstellig, ›to<, einen Sinn ergeben müßte. – Oder es kann etwa in einer vierstelligen Zeichenfolge ein einzelnes Zeichen durch ein anderes ersetzt werden: In PY TA 707,1 erscheint in der 2. Zeichengruppe als vorletztes Zeichen 59 ›ta<, in 707,2 an der entsprechenden Stelle dagegen 09 ›se<. – Irritiert hat darüberhinaus beizeiten die Abfolgeumkehr innerhalb einer Zweiergruppe auf der Tafel Ge 603 aus Mykene: Die Zeilen 2-4 und 6-7 bieten 70 ›ko< - 52 ›no<, die Zeile 5 dagegen 52 ›no< - 70 ›ko<.<sup>112</sup> PY Un 267 zeigt in der 6. Zeile ›ku-pa-ro<, PY Jn 750 in der 8. Zeile dagegen ›pa-ku-ro<. Anschaulich auch die thebanischen Gefäßaufschriften TH Z 866 und 867, deren Zweiergruppe (›i-ru<?) auf TH Z 868 in reziproker Ordnung (als ›ru-i<? – was immer das heißen soll) wiederkehrt.<sup>113</sup>

In einem syllabischen System, wie es für Linear B vertreten wird,

<sup>110</sup> Zum Entfall von Silben HOOKER, ebd., 63. In dem Zeichen 78 ›qe< sieht er eher ein fremdsprachiges Element (64-66). In einer sonst gleichen längeren Folge von Zeichen auf verschiedenen Tafeln kann es vorkommen oder fehlen; derartiges mache, so HOOKER, zu der Ansicht geneigt, das Zeichen sei bedeutungslos (65).

<sup>111</sup> Eine abschließende Akzentuierung?

<sup>112</sup> Vgl. GRUMACH 1965 [Anm. 63], 742-756; hier 754 f.

<sup>113</sup> SACCONI [Anm. 108], 144 f.

können derartige Phänomene in Schwierigkeiten und zu Notlösungen führen wie z. B. der Annahme von Abkürzungen,<sup>114</sup> was im Ergebnis auf Wortzeichen hinausläuft. Keinerlei prinzipielle Probleme wären dagegen zu erwarten, wenn wirklich mit Wortzeichen zu rechnen wäre: Ein Satz kann ja ohne weiteres aus einem einzigen Wort bestehen, etwa einem Imperativ; tritt zu einem solchen ein zweites Wort hinzu (wie ein Vokativ oder ein Objekt), so kann im Griechischen die Wortfolge ebensogut umgekehrt werden.<sup>115</sup>

Nun hat GRUMACH darauf aufmerksam gemacht ›daß eine strenge Scheidung zwischen phonetischen und ideographischen Zeichen nicht möglich ist‹, da von 90 jener Gruppierung ›über 40 Zeichen als Ideogramme verwendet werden können und wiederum 40 »phonetische« Zeichen als Adjunkts von Ideogrammen vorkommen.‹<sup>116</sup> Auch HOOKER<sup>117</sup> sieht eine enge Affinität der phonetischen zu den ideographischen Zeichen: ›The Linear B scribes ... superimposed a system of phonetic signs upon an ideographic system ...‹. EKSCHMITT bemerkt: ›Wir finden die schöne saubere Teilung in Lautzeichen einer- und Sachzeichen andererseits ... aufgelöst zugunsten einer Mischung ...‹<sup>118</sup> Unter diesen Umständen ›erscheint

<sup>114</sup> Kritisch dazu GRUMACH 1965 [Anm. 63], 754; EKSCHMITT [Anm. 61], 52-56. 64-67. 70. 148. – STEFAN HILLER, 100 Jahre Linear B. Entdeckung, Entzifferung und die historische Dimension der mykenischen Schrifttafeln. Eine Hommage an ALFRED HEUBECK. Nürnberger Blätter zur Archäologie 16, 1999/2000, 155-174, hier 168, gibt Beispiele: ›o für ›ope-ro – geschuldet‹, ›pe‹ für ›pe-ru-si-nwo/a – letztjährig‹, ›di‹ für ›di-da-ka-re‹ – ›in Ausbildung‹. Doch zeigt EKSCHMITT [Anm. 61] (53-56), ›daß einem und demselben Silbenzeichen in verschiedenen Texten ganz verschiedene Bedeutungen zugeschrieben werden können‹ (53).

<sup>115</sup> Bei der Versiertheit der Schreiber mit nicht nachgebesserten Versehen (z. T. mit mehreren auf einer einzelnen Tafel) zu rechnen, sollte sich so lange verbieten, wie die Deutung des Systems nicht absolut zweifelsfrei gesichert ist – die Fehler dürften zu nächst auf unserer Seite zu suchen sein.

<sup>116</sup> 1965 [Anm. 63], 751; vgl. auch 753 f. Zu einzelnen markanten Ideogrammen, die zugleich Silbenzeichen sind (ebd., 752), vgl. auch EKSCHMITT [Anm. 61], 52; ders. eingehend zu Silbenzeichen als ›Beizeichen‹ von Ideogrammen 53-56.

<sup>117</sup> Origin [Anm. 62], 24 (vgl. 71).

<sup>118</sup> EKSCHMITT [Anm. 61], 52.

es schwierig, zwischen Wortzeichen und Ideogrammen zu scheiden, so GRUMACH;<sup>119</sup> er seinerseits folgert: ›Die Wahrscheinlichkeit, daß ideographische Elemente auch in den Gruppenverband eintreten, ja daß Gruppen nur aus ideographischen Elementen zusammengesetzt werden können, drängt sich ... so stark auf, daß die Regel Gruppenzeichen = phonetische Zeichen äußerst zweifelhaft wird.‹<sup>120</sup> Man könnte das Interferieren zwischen dem ›phonetischen‹ und dem ›ideographischen‹ Sektor aber auch so deuten, daß jener ebenso wie dieser Wörter wiedergibt – womit dann den Mengenangaben nicht einmal ausschließlich Sachzeichen vorangehen müßten: Die Wiederkehr derselben Zeichen in beiden Sektoren gibt der Möglichkeit Raum, daß Linear B ein Wortzeichen-System darstellt.

Gegen die Annahme eines Systems nur aus Wortzeichen könnte sich der Einwand erheben, damit werde die zugrundeliegende Sprache beliebig. Nicht zu vergessen ist jedoch, daß das Griechische mit der Alternative Präsens oder Aorist, mit seiner Kasus-Regelung oder mit seinem individuellen Synonymen-Angebot durchaus ein eigenes Profil zeigt.<sup>121</sup> Dagegen entfällt für ein Wortzeichen-System ein elementares Kriterium zum Nachweis einer geglückten Entzifferung: der Aufbau des Wortes aus kleineren Einheiten wie Lauten oder Silben. Wenn sich Wörter nicht mehr aus einzelnen Bauelementen organisieren und das Wort selbst kleinste graphematische Einheit ist, so ergibt sich die nächsthöhere organisatorische Einheit auf syntaktischer Ebene, in Syntagmen bzw. vollständigen Sätzen. Die Entzifferung muß sich hiernach an übergreifenden Parametern bewähren wie etwa einer stimmigen Syntax und dem Aussagesinn: Eine korrekte Syntax sollte über Tausende von Tafeln die Entzifferung beglaubigen; Genitive müßten syntaktisch gerechtfertigt sein

---

<sup>119</sup> 1965 [Anm. 63], 753.

<sup>120</sup> Ebd., 754.

<sup>121</sup> Eine nähere Illustration dazu s. u., 96 f.

(entsprechend der Verbrektion als Objekte oder als Glieder präpositionaler Verbindungen). Zugleich sollte die Semantik der einzelnen Wörter im Verbund eine sinnvolle Aussage tragen (etwa bei Gen.-Attributen).<sup>122</sup>

Überraschenderweise sind unscheinbare schrifttechnische Indizien geeignet, einen Ansatz bei Wortzeichen zu unterstützen: Gelegentlich herrschen – dem Anschein nach kalkulierte – vergrößerte Abstände zwischen einzelnen Zeichen; sie könnten direkte Verbindungen unterbrechen bzw. andeuten. Einige Beispiele:

In KN 1,4.9 erscheint 45 ›de‹ etwas abgesetzt. – In der sauber gearbeiteten Tafel KN 3 ist innerhalb einer fünfstelligen Sequenz die innere Dreiergruppe mittels vergrößerter Intervalle freigestellt und gerät damit als eigener Zusammenhang in den Blick. – In dem fragmentierten Täfelchen KN V 52 findet CHADWICK die Namen von vier Gottheiten:<sup>123</sup> Deren erster bezeichne Athene: a-ta-na-po-ti-ni-ja, was ›Athānā potniā‹ – ›Herrin Athena‹ heißen könne.<sup>124</sup> Die sieben Zeichen für Namen und Appellativum sind nicht mittels eines Trenners untergliedert. Stattdessen springt ein Intervall nach dem zweiten Zeichen in die Augen: Es zertrennt den vermeintlichen Athena-Namen, so daß dessen dritte Silbe von der zweiten gelöst und ausdrücklich dem Folgetext, dem vermeintlichen Appellativum, zugeordnet wird. Beide ›Wörter‹ verlieren damit ihre Kontur und werden unkenntlich. CHADWICK kommentiert diesen graphischen Befund nicht. – Die 2. Zeile der großen Tafel KN 831 beginnt mit einer vierstelligen Sequenz: Deren zwei innere Zeichen rücken zu einem Paar zusammen. – In der 3. Zeile von PY Vn 20 ist in einer

<sup>122</sup> Wiederholt sich ein Wort (Zeichen) in unmittelbarer Folge, so ist mit dessen emphatischer Betonung zu rechnen: etwa PY Ea 305, An 424, Na 571 + Cn 599 + Cn 600, Es 650, An 656. KN 1, 1153. Eine andere Art der Akzentuierung zeigen die (identischen) thebanischen Gefäßaufschriften TH Z 857 und 858: Das abschließende Zeichen 20 ›zo‹ ragt bis auf das Doppelte der Zeichenhöhe nach unten in den freibleibenden Raum hinein.

<sup>123</sup> CHADWICK [Anm. 68], 121 f.; Abb. 19.

<sup>124</sup> Näheres zu ›potniā‹ ebd., 126-128.

dreistelligen Sequenz das zweite Zeichen sichtbar vom ersten abgerückt, so daß seine Verbindung mit dem dritten Zeichen deutlich wird. – In der dreistelligen Eingangsgruppe von PY Ae 134 ist das dritte Zeichen augenfällig separiert.<sup>125</sup> – Zu Beginn von PY Nn 228 ist in einer fünfstelligen Sequenz das mittlere Zeichen deutlich freigestellt; insbesondere die zwei letzten Zeichen rücken damit zusammen. – PY Eo 247 beginnt mit einer vierstelligen Sequenz. Deren letztes Zeichen, 32 ›qo‹, ist deutlich abgesetzt, so daß der Bezug zum dritten unterbrochen wird. In den Zeilen 2-7 endet eine sonst gleiche Folge mit 78 ›qe‹ – dieses Zeichen schließt bruchlos an. – In der 3. Zeile von PY An 519 ist das mittlere Zeichen der 2., fünfstelligen Sequenz (identisch mit dem ersten) sichtbar freigestellt. – In PY An 519 C 3 ist das vierte Zeichen einer sechsstelligen Sequenz ohne Raumnot eng an das dritte angeschlossen, so daß es vom fünften abrückt. – In den vierstelligen Schlußsequenzen der Zeilen 1.3.6 von PY Cn 599 erscheint das erste Zeichen von den folgenden leicht abgerückt, so daß diese eine zusammenhängende Gruppierung bilden. – In einer gleichlautenden vierstelligen Sequenz in PY An 656 B1c und C1a ist das 4. Zeichen (54 ›wa‹) sichtbar abgerückt. – Die fünfte Zeile von PY Ep 705 setzt mit einer fünfstelligen Sequenz ein; ihre beiden letzten Zeichen sind sichtbar separiert. – PY Ta 709 beginnt mit einer dreistelligen Sequenz; deren letztes Zeichen ist etwas abgerückt, was die Verbindung zum vorausgehenden unterbricht. – Das untere Register von PY Un 718 setzt mit einem dreistelligen Feld ein: Dessen drittes Zeichen ist vom zweiten erkennbar abgerückt, womit die ersten beiden ein Paar bilden. – Ebd., im unteren Register, in der 2., vierstelligen Sequenz der 3. Zeile ist

---

<sup>125</sup> Es verdient eine ausdrückliche Erwähnung, daß sich hier die Sprachstufe des ausentwickelten literarischen Griechisch verraten könnte: Erst eine kontrahierte (!) Imperativform ἐλευθέρου wird homonym mit einer (ebenfalls – doch auf abweichender Basis! – kontrahierten) nominalen Genitivform. Separiert, kann ein solches Wort nicht mit einem vorausgehenden ἐλευθέρων verbunden und mit einer Genitivform verwechselt werden.

das 4. Zeichen augenfällig separiert; damit sammeln sich die drei vorausgehenden Zeichen zu einem eigenen Zusammenhang. – In der dreistelligen Eingangssequenz der 2. Zeile von PY An 723 ist das 3. Zeichen vom 2. augenfällig separiert; auch in PY Ta 713,1f oder Ta 715,1e, 2d (und 3c) ist innerhalb der jeweils gleichlautenden Sequenz jenes Zeichen (32 ›qo‹) andeutungsweise freigestellt. – In der fünfstelligen Eingangssequenz von PY Fn 1192 ist das letzte Zeichen leicht abgerückt.

Sind solche Intervalle mit Bedacht angelegt, so widerstreiten sie dem Prinzip offener Silben, die von ›Worttrennern‹ zu Einheiten gefaßt werden: Wörter legen derartige Binnengliederungen in aller Regel nicht nahe. Vielmehr könnte ein Wortzeichen-System, das ja den Einblick in die innere Struktur eines Wortes versagt, hier auf syntaktischer Ebene strukturierende Akzente setzen. Intervalle dieser Art wären damit nicht nur geeignet, den Schrifttyp zu bestätigen: Mit der Syntax spiegelten sie Sinnstrukturen der Aussage und Grundlinien der Entzifferung.

Die gliedernden paralingualen Zeichen, die man als ›Worttrenner‹ versteht, wären in diesem System ›Satz-‹ bzw. ›Satzfolge-Trenner‹ und insofern weiterhin Mittel der Gliederung: Aus den Elementen innerhalb der jeweiligen Trenner baut sich anstatt eines Wortes eine syntaktische Einheit auf, der Satz (in der einfachen Form des Hauptsatzes), auch die Reihung mehrerer knapper Sätze bzw. häufig bloßer Verbformen,<sup>126</sup> speziell Imperative.<sup>127</sup> Hier zeichnet sich ein weiteres Kriterium ab, das als Stütze des Entzifferungsansatzes taugen könnte: Es scheint die Regel zu gelten, daß innerhalb der Abgrenzung durch zwei Trenner mindestens ein Prädikat steht, dabei gern auch mehrere. Im Extremfall kann ein Satz,

<sup>126</sup> Vgl. etwa die Tafel KN 894,1a. b (auf der Basislinie); 2b; 4a.

<sup>127</sup> NEUMANN [Anm. 66], 191, bemerkt, ›daß vollständige Sätze in Lin. B nur wenig überliefert sind ... ‹.

wie schon gesagt, aus nur einem Wort bestehen, so daß zwei Trenner nur ein einziges Zeichen erfassen: Einzelstehende syntaktische Zeichen sollten mithin Prädikate (Indikativformen der 1. Pers. oder Imperative) wiedergeben. Prädikatlose Notierungen innerhalb von zwei Trennern kommen augenscheinlich nicht vor.<sup>128</sup>

Die Implikationen eines auf knapp 90 Formen begrenzten Wortzeichen-Systems liegen auf der Hand: Der lexikalische Vorrat reduziert sich drastisch und kann nur einen thematisch sehr eng determinierten Sektor erfassen, zumal das Vokabular immer schon auf seine spezielle syntaktische Funktion festgelegt ist (Kasus, Tempora, Verbalendungen).<sup>129</sup> Der Schrifttypus mag auch insofern enttäuschen, als mit dem Aussagewert aller Zeichen motivisch und thematisch alles bekannt ist und nichts ›Überraschendes‹ darüber hinaus erwartet werden kann.<sup>130</sup> Doch sei daran erinnert, daß – auch numerisch! – durchaus vergleichbare Verhältnisse in der protoelamischen Schrift vorliegen. Bei Linear B scheint es sich ausschließlich um Bitt- und Opferadressen an eine einzige weibliche Gottheit zu handeln.<sup>131</sup> Sie wird als Helferin gegen Sonnenhitze und deren lebensbedrohende Folgen aufgerufen. Es überrascht, daß ein erstmals überhaupt auf griechischsprachiger Basis entwickeltes Schriftsystem ausgerechnet auf diese spezifische Kultpraxis abgestimmt, sprich: alternativlos eingeeignet wäre. War schon die – wohl nicht-griechische – Vorstufe von Linear B, das kretische Linear A, einem ähnlichen Zweck gewidmet? Die Phoiniker um Kadmos könnten dann das bereits verfügbare System mitsamt seiner Zweckbindung in ein griechischsprachiges transformiert haben. Dem

<sup>128</sup> Das über die Sequenzen innerhalb von Trennern Gesagte gilt gleichermaßen, wenn freigestellte Sequenzen nicht durch Trenner eingefaßt sind (vgl. etwa KN 463).

<sup>129</sup> Übersicht über das gesamte Vokabular (Schlüssel) s. u., 100-103.

<sup>130</sup> NEUMANN bemerkt durchaus treffend: ›Wenn z. B. jemand in Linear B alles ideographisch lesen wollte, dann fiel die thematische Ergiebigkeit der Texte unwahrscheinlich gering aus, weil dieselben 240 Wörter immer wieder auftauchen würden‹ ([Anm. 66], 190).

<sup>131</sup> Textbeispiele s. u., 104-110.

Übernahmevorgang käme entgegen, wenn in griechischer ritueller Praxis bereits ein überschaubares, in vielfältig wechselndem Arrangement wiederkehrendes Formelgut verfügbar war. Jedem einzelnen Wort in einem solchen Repertoire könnte zum Zeitpunkt des phoinikischen Schriftimports sein repräsentierendes Zeichen zugewiesen worden sein. Die erstmalige Einführung von Schrift in Griechenland im Blick auf einen derartigen exklusiven Zweck könnte dabei für dessen Dringlichkeit sprechen.<sup>132</sup>

Daß der Anwendungsbereich mit einem so begrenzten Wortschatz auskam, spiegelt seinen besonderen Charakter. Die Bittadressen (in Ich-Form) erlauben sich keinerlei Umschweife und konzentrieren sich auf das elementar Wichtige. Dem Vokabular fehlen Artikel, adjektivische Attribute, Partizipien, Infinitive und Konjunktionen. In einfachster Prosa, ohne Neben- oder auch Fragesätze, geht es um eine bedrängende und dabei, wie die hohe Zahl der Tafeln erkennen läßt, das Leben langfristig beherrschende Notsituation: Sonnenhitze, Durst und Hunger – es geht aktuell um Leben und Tod.<sup>133</sup> Thematisch-appellative Schwerpunkte: 1. die Kennzeichnung der notvollen Umstände (Sonne, Hitze, Durst, Hunger, Mühsal, Schmerzen, Qualen, Jammer, Untergang und Tod); 2. die Anrufung der Adressatin im Vokativ; 3. die Anliegen an ihr Einwirken in Imperativformen (Wahrnehmen, Mitleiden, Kommen, Helfen, Lösen, Retten, Befreien und Fernhalten).<sup>134</sup>

Das Begriffsrepertoire des letztgenannten Bereichs, das zu Hinwendung und tätiger Hilfe aufruft, ist numerisch am umfangreich-

<sup>132</sup> Zugleich blieb der Schrifttyp, abgeleitet aus einem fremden Vorbild, infolge seiner engen Zweckbindung für einen detaillierteren Reflex auf politische Verhältnisse und insbesondere für Orts- und Eigennamen inkompatibel.

<sup>133</sup> Die häufig am Schluß umfangreicherer Tafeln erscheinende Summenangabe wird wider Erwarten nicht durch eine entsprechende zusammenfassende Formel (wie das unterstellte etwas schlicht anmutende ›to-so‹ – ›so viel‹) eingeleitet, sondern durch eine abschließende Bitte um Rettung.

<sup>134</sup> Die einzig bezeugte Präposition ist ἀπό.

sten.<sup>135</sup> Beherrschendes Anliegen der Texte ist ein göttliches Eingreifen zugunsten des leidenden Bittflehenden: Einer in ihm zentrierten Sicht gemäß dominieren neben Imperativen als Kasus die Genitive – gern in ›ablativischer‹ Funktion (Entfernung, Trennung); bei zwölf Genitivformen begegnen nur drei Akkusativformen. Umfang und thematische Proportionierung des appellativen Vokabulars fügen sich den besonderen performativen Bedingungen.

Bei der Adressatin dürfte es sich um die altehrwürdige Nyx – ›Nacht‹ handeln: Diese Gottheit vertritt per se das elementare Gegenprinzip zur Tageshelle und der notvollen Sonnenhitze. Im griechischen Götterkosmos gilt sie als herausragende Autorität.<sup>136</sup> Namentlich ungenannt, sollte sie am speziellen Ort der Übermittlung ihre exklusive Kultstätte haben. Der meist an die phonetischen Sequenzen sich angliedernde numerische Teil scheint Opfervorgaben zu betreffen.<sup>137</sup> Daß die Tafeln ursprünglich in ungebranntem Zustand belassen worden waren, spricht ebenso gegen eine prospek-

---

<sup>135</sup> Dem Hilferuf kann auf Tafeln geringeren Umfangs (wie etwa PY Gn 1184 oder KN 1081.1108) auch das Motiv der Sonnenhitze und ihrer spezifischen Auswirkungen fehlen – weil das System auf das Leiden unter der Hitze abonniert ist? So wird auch in TH Ft 140 die Sonne als Ursache erst in der vorletzten Zeile des Haupttextes (4) genannt. Bei Verzicht auf derartige Präzisierungen erfüllte das System prinzipiell – die Zuständigkeit der Adressatin vorausgesetzt – seine Funktion auch in andersartigen Notsituationen.

<sup>136</sup> Der erhabene Rang der Nyx erhellt aus Hom. II.  $\Xi$  [14] 261: Selbst Zeus scheut sich, etwas der ›Bezwingerin (δημήτεια) von Göttern und Menschen‹ (259) Mißfälliges zu tun. Nach Hes. Theog. 123 entsteht die Nyx sehr früh aus dem Urprinzip, dem ›Chaos‹. Sie ist Mutter u. a. des Todes und der Keren, welche die Verfehlungen der Menschen sowohl wie der Götter verfolgen (Theog. 211-225). – Der Name der einem Mythos zufolge aus einer pferdegestaltigen Verbindung Poseidons mit ›Demeter‹ (Paus. VIII 25,5) hervorgegangenen Tochter durfte Uneingeweihten gegenüber nicht genannt werden (ebd., 25, 7); er wurde als ›Despoina‹ (›Herrin, Gebieterin‹) chiffriert (ebd., 37, 9. 42, 1), sollte aber ›Nyx‹ gelautet haben, wie die B-Inschrift des Diskos von Phaistos verrät (hierzu 135-138 sowie Abaton [Anm. 54], 240-248).

<sup>137</sup> Solche Angaben können durchaus auch fehlen, so etwa in PY Ta 707 708 713 oder 714.

tive Wiederverwendung wie gelegentliche Kreuzchen (als Vollzugs-Vermerke?), zumeist am Ende von Mengenangaben.<sup>138</sup>

Offen bleibt vorerst, wer hinter den anonym bleibenden in ›Ich‹-Form gefaßten Bittadressen steht: In Frage kämen neben einzelnen Hilfesuchenden jederlei Provenienz insbesondere bei sorgfältig gearbeiteten Tafeln Kultbeauftragte (weibliche – männliche?) – sei es in königlichem Auftrag oder aus eigener Souveränität – in Stellvertretung für das leidende Volk. Die Gefäßaufschriften sind naturgemäß gleichen Inhalts wie die Tafelinschriften; doch bleibt in den zumeist nur kurzen Texten der spezifische Anlaß mehrfach ungenannt.<sup>139</sup>

### *Die Zeichenbestimmung*

Den Gang der Zeichenbestimmung im einzelnen nachzuzeichnen, wäre illusorisch. Vorab jedoch seien folgende richtunggebende Optionen benannt: Die erste betraf angesichts der oben erwähnten Tafel PY Vn 20 das mit Zeile 3–11 strukturprägende Zeichen 45 ›de‹; nach anfänglichen substantivischen Fehldeutungen<sup>140</sup> hat es sich als der Imperativ ἄτε (›nimm wahr‹) etabliert. Damit war eine Vorentscheidung über die Adressaten-Seite und zugleich über die der Sprecherinstanz sowie über das Grundanliegen der Texte, als Bittadressen, getroffen. Den Zugang zur Gesamthematik öffnete alsdann das Zeichen 36 ›jo‹ für die Genitivform ἡλίου (›der Sonne‹); dieses Zeichen erscheint bevorzugt am Schluß einer Sequenz, was sich mit einer inhaltlichen Akzentuierung gut vereinbart.<sup>141</sup> Hiermit

<sup>138</sup> So in PY An 39 obv, Cn 131, Cn 328, Jo 438 (Schmalseite), An 594, Vn 851; KN 280 (ganz ohne Ideogramme und Zählungen), 639, 926, 1097, 1098.

<sup>139</sup> So in TI Z 27, TH Z 840, 841, 845 oder 842.

<sup>140</sup> Den jeweils folgenden abschließenden Mengenangaben geht kein Piktogramm voraus.

<sup>141</sup> Nur vereinzelt setzt eine Sequenz mit 36 ›jo‹ ein wie in KN 14. Im Fall von PY Cn 3, Cn 608 oder Jn 829 beginnt sogar die Tafel selbst mit 36 ›jo‹.

waren zugleich syntaktische Kontexte semantisch enger eingegrenzt. Syntaktisch wie semantisch gleichermaßen förderlich wurde schließlich, abgeleitet von Fällen wie ›we-we-si-jo-jo‹ etwa in KN 1152, die Bestimmung des Zeichens 41 ›si‹ als die mit dem Genitiv verbundene Präposition ἀπό (›von‹), die auch Kompositionselement oder nachgestellt sein kann.

Eine technische ›Methode‹ zur Bestimmung verbindlicher Ausgabewerte läßt sich, zumal bei der hohen Rate sinnverwandter Wörter und den wechselnden Aktionsarten (Präsens – Aorist), unmöglich abstrahieren, nachdem eine Beziehung eines jeweiligen Zeichens zu dem von ihm repräsentierten Begriff, geschweige zu dessen Lautung bzw. Wortart, Kasus, Genus, Tempus oder Modus, so gut wie nirgends ersichtlich ist.<sup>142</sup> So könnte das Nebeneinander sinnverwandter und grammatikalisch funktionsgleicher Imperative sowie das von Aktionsarten oder synonymen bzw. sinnverwandten Substantiven den Eindruck erwecken, die Zeichenwerte seien willkürlich unterlegt und ebenso beliebig austauschbar. Doch so sind sie nicht gewonnen worden:

Präjudizierend haben sich zunächst vornehmlich drei Faktoren ausgewirkt (die sich zudem teilweise überschneiden können):

1. Die Trenner-Regelung: Wenn ein phonetisches Zeichen separat steht, sollte es einen Satz, also ein Prädikat (1. Sg. oder Imperat.), vertreten; Trenner sollten (mindestens) ein Prädikat einfassen.
2. Die Genitiv-Formen: Der Genitiv 36 ›jo‹ - ἡλίου etwa fordert als Attribut ein entsprechendes Substantiv oder als Objekt bzw. als ablativischer Genitiv eine entsprechende Verbform.

---

<sup>142</sup> Nicht einmal so augenfällig formverwandte Zeichen wie 44 ›ke‹ und 45 ›de‹ oder 58 ›su‹ und 59 ›ta‹ stehen einander semantisch nahe. Vielleicht zufällig, könnte two 91 (für θανάτου) eine Art Larnax wiedergeben.

3. Die Präposition 41 ›σι‹ – ἀπό: Davon ist die Semantik in jeweils unmittelbarer Nachbarschaft betroffen.

Die Präposition ἀπό fordert nicht allein den Genitiv eines Substantivs, sondern schränkt auch in Verbindung mit Verben (wie θνήσκω, ὄλλυμαι, μιμνήσκου) deren Auswahl vorab entsprechend ein. Geht innerhalb einer Sequenz der Kombination ›σι‹ – ›ιο‹ (ἀπὸ ἡλίου) nur eine Zeichenform voraus wie in KN 453, 502 oder 870 oder fassen die Trenner gar eine Zweiergruppe mit ἀπό/ἄπο ein wie z. B. in PY Eo 211,5 Beg., so steht nur eine Verbform entsprechender Semantik und Rektion zur Wahl; hier reduzieren sich die lexikalischen Optionen drastisch. – Das Zeichen 41 für ἀπό wurde zu einem maßgeblichen steuernden Element bei der Erarbeitung des Schlüssels.

Neben den Trennern liefern, wie gezeigt, Genitiv-Konstruktionen die tragenden Strukturvorgaben für die Texterschließung. Eine möglicherweise belastbare Stütze der Entzifferung bietet der folgende numerische Befund:

Das für die spezifische Situation des Sprechenden einschlägige Repertoire solcher griechischer Verben im semantischen Bereich ›gedenken‹, ›wahrnehmen‹, ›losmachen‹/›fernhalten‹, die mit dem Genitiv verbunden werden (können), beläuft sich auf 14 (15): μιμνήσκομαι, αἰσθάνομαι, συνίημι, (ἀκούω), ἀποτρέπω, λύω, ἀπολύω, ἐκλύω, ἀπαλλάσσω, ἐλευθερόω, ἀφαιρέω, ἐξαιρέω, σῶζω, ῥύομαι, ἀπέχω. Mit den wechselnden Tempora (Präsens und Aorist, 1x auch Perfekt) fallen innerhalb dieses Rasters insgesamt 28 (30) verschiedene Verbformen an.<sup>143</sup> Die Anzahl der Linear-B-Zeichenformen für Prädikate, die Genitiven zugeordnet (bzw. gelegentlich mit 41 ›σι‹ - ἀπό verbunden) sind, beträgt mindestens 27

<sup>143</sup> Genitivformen ihrerseits sind im vorliegenden Entwurf in wechselseitiger Abstimmung mit Prädikaten gewonnen worden.

(29). Mithin entspricht die Valenz der Prädikate im hier angebotenen Schlüssel den Vorgaben und der Struktur der griechischen Sprache bemerkenswert genau.

Nichtsdestoweniger ist häufig genug die syntaktisch höchst relevante Entscheidung für Wortarten wie auch die für eine der mehrfachen semantischen – oft synonymen – Optionen zunächst offen. Da die Zeichen ihren Aussagewert von sich aus in aller Regel nicht spiegeln, böte sich hier ohne das Mitwirken eines übergeordneten Maßstabes kaum eine Aussicht auf Erfolg. Darum wurde der Zugang zu den systematisch nicht greifbaren spezifischen Aussageinhalten über die Orientierungsgröße des ›impliziten‹, d. h. originären Lesers gesucht: über die Frage, welches rezipierende verstehende Äquivalent der jeweilige Text als ein verstandenes Ganzes, als Sinnganzes und als Medium der Vermittlung gewissermaßen in sich selbst als seinen performativen Gegenpol voraussetzt. Im genuinen Rezipienten des Textes ist ja das Verstehen, um das es geht, immer schon vorgeformt. Die Rezeption sollte, so mühsam das zu praktizieren ist, zugleich die Position des *vom Text* notwendig intendierten verstehenden Parts im Blick haben: Ebenso wie der gesamte Text steht folgerichtig jedes einzelne seiner Zeichen/Wörter in einer gleichsinnig zielenden Orientierung; der Text wäre als Einheit (Sinnganzes) in seiner authentischen Intentionalität wahrzunehmen, und jedes einzelne Zeichen im Textganzen sollte zwanglos dessen Blickrichtung entsprechen. Hier handelt es sich um ebendenselben indirekten vergegenwärtigenden Zugang zum Gegenstand, wie er zur Ermittlung relativer Chronologie führt, nur daß nicht die Divergenz des Ganzen gesucht wird, sondern die Kongruenz des Details. Unter einer solchen Perspektive wurden so gewissenhaft wie möglich die konkreten Auswahlentscheidungen getroffen. Einen anderen Weg scheint das Wortzeichen-System seiner Natur nach zu versagen – ein Beweis im strengen Sinne für die Stimmigkeit der jeweiligen Wort-Angebote ist nicht zu führen. In ih-

rer Gesamtheit könnten sie aber zu einem Konkurrenzmodell avancieren, welches eine realistische Alternative zur geläufigen Deutung bietet; bewähren kann es sich, nach Grammatik und Aussagesinn, nur über die Vielzahl der Dokumente.

### *Der Schlüssel*

Der nachfolgende Schlüssel orientiert sich an der Tabelle der Syllabogramme, wie sie in den *Acta Mycenaea, Salamanca 1972, XVIII* festgelegt worden ist.<sup>144</sup>

a 08 μνήσθητι  
 da 01 ὄλλυμαι  
 ja 57 ἀπάλλασσε  
 ka 77 ἄκουε  
 ma 80 μέμνεο  
 na 06 σκιερή  
 pa 03 ὄλωλα  
 qa 16 ἄπεχε  
 ra 60 λῦσον  
 sa 31 ἐλέησον  
 ta 59 ἀπόσχες  
 wa 54 θνήσκω  
 za 17 ὄρει

e 38 ὑψίστη  
 de 45 ἄιε  
 je 46 ὀύτειρα  
 ke 44 ἱκε  
 me 13 ἔκλυε  
 ne 24 ἔκλυσον  
 pe 72 συνίει  
 qe 78 θανοῦμαι

---

<sup>144</sup> Nach STEFAN HILLER, *Das Schriftsystem. Die Schreibregeln*; in: HILLER/PANAGL [Anm. 65], 67-77; hier 68. Eine mehrfach um zusätzliche Optionen erweiterte tabellarische Übersicht über die Linear-B-Silbenwerte bei IVO HAJNAL (Hg.): ERNST RISCH, *Grammatik des mykenischen Griechisch*, 31-34. Internet-Download unter: <http://www.uibk.ac.at/sprachenliteraturen/sprawi/mykgr.html> (23. 05. 2018).

re 27 ἀπόλυε  
se 09 σῶσον  
te 04 ἀπότρεψον  
we 75 ἀπόλυσον  
ze 74 ἐλθέ

i 28 αἰσθοῦ  
di 07 ἐπόρει  
ki 67 θάλπους  
mi 73 ἐσθλή  
ni 30 ῥῦσαι  
pi 39 ἀπάλλαξον  
qi 21 φθίνω  
ri 53 μιμνήσκου  
si 41 ἀπό/ ἀπο-/ ἄπο  
ti 37 ἔξελε  
wi 40 ἐξαίρει

o 61 σύνες  
do 14 οἰζύος  
jo 36 ἡλίου  
ko 70 ὀλοῦμαι  
mo 15 ἰκοῦ  
no 52 λύε  
po 11 ῥύου  
qo 32 ἄνασσα  
ro 02 ἐλευθέρωσον  
so 12 ἀπότρεπε  
to 05 σῶιζε  
wo 42 ἐλευθέρου  
zo 20 σκόπει

u 10 λύτειρα  
 du 51 πόνων  
 ku 81 ἐλέει  
 mu 23 κλῦθι  
 nu 55 διψῶ  
 ru 50 ἀπαίρει  
 ru 26 ἄπελε  
 su 58 πόντια  
 tu 69 ἴκνοῦ

a2/ha 25 δέσποινα  
 dwe 71 οἴτου  
 nwa 48 λιμοῦ  
 ru2 29 σώτειρα  
 ra2 76 ἀλγῶ  
 ta2 66 ὀψίη  
 ai 43 δμήτειρα  
 dwo 90 ἄκουσον  
 pte 62 ἠητρίη  
 ra3/rai 33 ἔπιδε  
 twe 87 (KN) ?<sup>145</sup>  
 au 85 ἔσιδε  
 ro2 68 αἰσθάνου  
 two 91 θανάτου

18 οἰζύν (KN 1425)  
 19 (KN) ?  
 22 ἰδέ  
 34 ὀδυνῶν  
 35 ὀδυνῶν

---

<sup>145</sup> Mit Fragezeichen versehene Werte betreffen in Pylos nicht belegte Zeichen; sie konnten vorerst nicht eingesehen werden.

- 47 γνῶθι  
49 πόνους (KN 653)  
56 ἐσόρει  
63 δίψαν  
64 δίψης  
ju? 65 τηλόθεν  
79 νόει  
82 ὀλέθρου  
83 πόνου  
86 πείνης  
89 πεινῶ (KN Z 1715)

Selbst wenn in der vorliegenden Worttable unerkant einzelne Fehlbestimmungen stehengeblieben sein sollten, fänden Nachbesserungen angesichts der Stimmigkeit im ganzen kaum ernsthafte Hindernisse.

### Textbeispiele

An einer prominenten Tafel aus Knossos, Fp 1, seien nunmehr exemplarisch die herkömmliche und die hier versuchte Deutung auf der Basis von Wortzeichen einander gegenübergestellt. Jene, diskutiert von HEUBECK,<sup>146</sup> findet in der Tafel ›eine Serie von Ölrationen ... als Weihgabe ...; darauf deuten die in den Zeilen 2–10 in buntem Wechsel stehenden Dative des Empfängers und Allative von Ortsnamen‹ (HEUBECK).<sup>147</sup> Die Wiedergabe folgt HEUBECK samt Übersetzung und Paraphrase einzelner Kommentierungen. Anmerkungen dazu in eckigen Klammern.

- 1 de-u-ki-jo-jo 'meno' – ›im Monat Deukijos‹ [nicht bekannt]
- 2 di-ka-ta-jo / di-we – ›dem diktaiischen Zeus‹ [letzteres ohne Dativ-i-Endung]
- 3 da-da-re-jo-de – ›ins Daidalos-Heiligtum‹ [nicht bekannt. Die beiden Eingangssilben bedeuten verschiedenes.]
- 4 pa-de – ›Göttergestalt‹, wohl ›im Dativ‹ [?], ›für uns völlig im Dunkel‹
- 5 pa-si-te-o-i – ›allen Göttern‹, ›wohl Kultverband‹
- 6 qe-ra-si-ja – ›Göttergestalt‹, wohl ›im Dativ‹, ›für uns völlig im Dunkel‹
- 7 a-mi-ni-so / pa-si-te-o-i – ›Amnisos, allen Göttern‹ [dem ›Ortsnamen‹ fehlt das ›Allativ-Suffix‹ von 3 und 9 (anders KN 14!)]
- 8 e-ri-nu – ›Erinys‹ [ohne Dativ-i]
- 9 \*47-da-de – wohl ›ein Allativ‹ [Ortsname?]
- 10 a-ne-mo / i-je-re-ja – ›der Priesterin der Winde‹ [Gab es die?

<sup>146</sup> Vgl. HILLER [Anm. 114], 165. Zu dieser Tafel vgl. auch CHADWICK [Anm. 68], 133 f.

<sup>147</sup> Dative im Sg. auf -oi und -ai sind den unterstellten Schreibregeln zufolge allerdings nicht kenntlich.

In KN 13 begegnet zweimal eben diese siebenstellige Zeichenfolge (3 a und c), aber beidemale ohne den Trenner (und ohne eine Höhenabstufung zwischen den zwei Zeichengruppen von KN 1)!]

11 –

12 to-so – die ›Summierung‹ einleitend, wörtl.: ›so viel‹

In Wortzeichen gelesen, sollte derselbe Text lauten:

- 1 ἄιε, λύτεира θάλπους ήλίου, ήλίου. ἔκλυε, λύε.
- 2 ἐπόρει, ἄκουε, ἀπόσχες ήλίου. ἐπόρει, ἀπόλυσον.
- 3 ὄλλυμαι, ὄλλυμαι, ἀπόλυε ήλίου, ἄιε.
- 4 ὄλωλα, ἄιε.
- 5 ὄλωλα ἄπο, ἀπότρεψον, σύνες, αἰσθοῦ.
- 6 θανοῦμαι, λῦσον ἄπο, ἀπάλλασσε.
- 7 μνήσθητι, ἐσθλή, ῥῦσαι, ἀπότρεπε. ὄλωλα ἄπο, ἀπότρεψον, σύνες, αἰσθοῦ.
- 8 ὑψίστη, μιμνήσκου, διψῶ.
- 9 γνῶθι · ὄλλυμαι. ἄιε.
- 10 μνήσθητι, ἔκλυσον, ἰκοῦ. αἰσθοῦ, ῥύτεира, ἀπόλυε, ἀπάλλασσε.
- 11 –
- 12 σῶιζε, ἀπότρεπε.<sup>148</sup>

Dies hieße auf deutsch etwa:

- 1 ›Nimm [mich] wahr, Erlöserin von der Hitze der Sonne, der Sonne! Mach (mich) frei, (er)löse (mich)!
- 2 Schau hin, höre (mich), halt (mich) fern von der Sonne! Schau hin, mach (mich) los!

<sup>148</sup> 2 ἐπόρει ist ionischer Imperativ. – 5.6.7 nachgestelltes ἄπο.

- 3 Ich gehe zugrunde, ich gehe zugrunde, mach (mich) los von der Sonne! Nimm (mich) wahr!
- 4 Ich bin des Todes, höre (mich)!
- 5 Ich bin des Todes, wend (es) ab, nimm (mich) wahr, richt dein Augenmerk (auf mich)!
- 6 Ich werde sterben, mach (mich) los, mach (mich) frei!
- 7 Nimm (mich) wahr, Edle, bewahre (mich), halt (es) fern! – Ich bin des Todes, wend (es) ab, nimm (mich) wahr, richt dein Augenmerk (auf mich)!
- 8 Höchste, gedenke (mein), ich leide Durst!
- 9 Erkenne: Ich gehe zugrunde! Höre (mich)!
- 10 Gedenke mein, mach (mich) los, komm! Hab (mich) im Auge, Bewahrerin, mach (mich) los, mach (mich) frei!
- 11 –
- 12 Rette (mich), wend (es) ab!<sup>149</sup>

Auf einer der erst zwischen 1993 und 1995 in Theben gefundenen Linear-B-Tafeln, TH Ft 140,<sup>150</sup> entdeckt man 3 boiotische Ortsnamen aus dem Schiffskatalog der Ilias: Theben (!), Eutresis (!) und Eleon: ›In der ersten Zeile ist für den Linear B-Kenner klar die Ortsnamen-Form te-qa-i zu lesen; sie ist ein Lokativ<sup>151</sup> und bedeutet »in Theben« ... In der zweiten Zeile steht deutlich die Namensform e-u-te-re-u, die man nur als Lokativ-Form eines Ortsnamens »Eutreus« oder ähnlich lesen kann ... In der fünften Zeile schließlich ist der Ortsname e-re-o-ni nur als Lokativ-Form von »Eleon« zu verstehen.«<sup>152</sup> In Wortzeichen gelesen, dokumentiert die Tafel einen fünffachen Hilferuf angesichts des Leidens unter der Sonne (Zeile 4):

<sup>149</sup> Pronomina (hier in Klammern ergänzt) können, insbesondere bei hoher Erregung, unausgesprochen bleiben; sie sind im System nicht vorgesehen. Daß von Ich-Aussagen auszugehen ist, ergibt sich aus einschlägigen finiten Verbformen.

<sup>150</sup> Nachzeichnung bei JOACHIM LATACZ, *Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels*. München/Berlin 2001, 293, Abb. 24.

<sup>151</sup> -i-Endungen nach -a im DATIV werden den Schreibregeln zufolge nicht notiert.

<sup>152</sup> LATACZ, ebd. 294. – Zeile 3: ku-te-we-so; Zeile 4: o-ke-u-ri-jo.

1. ἀπότρεψον, ἄπεχε, αἰσθοῦ. – (Wend [es] ab, halt [es] fern, nimm [mich] wahr!)
2. ὑψίστη, λύττειρα, ἀπότρεψον. ἀπόλυε, λύττειρα. – (Höchste, Erlöserin, wend [es] ab! Mach [mich] los, Erlöserin!)
5. ὑψίστη, ἀπόλυε, σύνες, ῥῦσαι. – (Höchste, mach [mich] los, nimm [mich] wahr, bewahre [mich]!)

HOOKER zitiert die silbische Umschrift einer dreizeiligen Tafel aus Knossos (L 588), die als unverständlich und (wie andere) als nicht griechischsprachig gilt.<sup>153</sup> Sie sei hier im Syllabar sowie in Wortzeichen wiedergegeben:

1. i-ku-tu-re, ru-si-qe, a-pa-i-ti-jo, ze-me-qe []
  2. a-qo-ta, CLOTH 8 zo-ta-qe, CLOTH 13 []
  3. (po)-[ ], e-[-], ku-do-ni-ja-de, di-du-me( )o-qo-o(-)ki-te [
- 
1. αἰσθοῦ, ἐλέει, ἰκνοῦ, ἀπόλυε. / ἄπελε· ἀπό θανοῦμαι. / μνήσθητι, ὄλωλα. αἰσθοῦ, ἔξελε ἡλίου. / ἐλθέ, ἔκλυε, θανοῦμαι. [ (Nimm [mich] wahr, erbarme dich, komm, mach [mich] los! Nimm [es] fort: Ich werde sterben! Gedenke [mein], ich bin des Todes! Nimm [mich] wahr, nimm [mich] heraus aus der Sonne! Komm, mach [mich] frei, ich werde sterben!)
  2. μνήσθητι, ἄνασσα, ἀπόσχες. / Ideogr. 8 / σκόπει, ἀπόσχες· θανοῦμαι. / Ideogr. 13 [ (Gedenke [mein], Herrscherin, halt [es] fern! – Gib acht, halt [es] fern: Ich werde sterben!)

---

<sup>153</sup> Origin [Anm. 62], 61.

3. (ῥούου) [ ] / ὑψίστη [ ] . / ἐλέει, οἰζύος ῥῦσαι, ἀπάλλασσε, ἄιε.  
/ ἐπόρει, πόνων ἔκλυε. / σύνες, ἄνασσα, σύνες, θάλπους  
ἀπότρεψον. [  
(Bewahre [mich] [ ] Höchste [ ]! Erbarme dich, vor dem  
Jammer bewahre [mich], befreie [mich], höre! Schau hin,  
von den Mühen mach [mich] frei! Nimm [mich] wahr,  
Herrscherin, nimm [mich] wahr, von der Hitze kehre [mich]  
ab!)

Zur 5-stelligen Schlußsequenz jedoch: Ob zwischen dem dritt- und vorletzten Zeichen (o und ki) ursprünglich ein Trenner vorhanden war bzw. ob hier ein leicht vergrößerter Abstand intendiert sei, bleibt fraglich. Syntaktisch und inhaltlich näher liegt zweifellos:

/ σύνες, ἄνασσα, σύνες θάλπους· ἀπότρεψον. [  
(Beachte, Herrscherin, beachte die Hitze! Wend [sie] ab!)

Der Text der berühmten ›Dreifußtafel‹ Py Ta 641 soll hier nicht in Gänze vorgeführt werden; doch seien die wichtigsten Sequenzen aufgeschlüsselt:

Zeile 1, 1. Phase:

›ti-ri-po-de‹ (das ›de‹ deutlich größer!), ›ai-ke-u, ke-re-si-jo, we-ke‹ – Ideogr. ›Dreifuß‹ 2

ἔξελε, μμνήσκου, ῥούου, ἄιε. δμήτειρα, ἴκε, λύτειρα. ἴκε,  
ἀπόλυε ἀπὸ ἡλίου. ἀπόλυσον, ἴκε.

Nimm (mich) heraus, gedenke (mein), bewahre (mich), höre!  
Bezwingerin, komm, Erlöserin! Komm, mach (mich) los von  
der Sonne! Mach (mich) los, komm!

Zeile 1, gegen Ende:

›a-pu‹ – μνήσθητι, ἀπαίρει. – Gedenke (mein), nimm (es?)  
fort!

Zeile 1, Ende:

›ke-re-a2‹ – ἴκε, ἀπόλυε, δέσποινα. – Komm, mach (mich) los, Gebieterin!

Zeile 2, in der 2. Phase:

›di-pa, me-zo-e, qe-to-ro-we‹

– ἐπόρει ὄλωλα. ἔκλυε, σκόπει, ὑψίστη. θανοῦμαι, σῶιζε, ἐλευθέρωσον, ἀπόλυσον.

– Schau hin: Ich bin des Todes! Mach (mich) frei, gib acht, Höchste! Ich werde sterben, rette, befreie (mich), mach (mich) los!

Zeile 2, gegen Ende:

›me-wi-jo‹ – ἔκλυε, ἐξάγει ἡλίου. – Mach (mich) frei, nimm (mich) heraus aus der Sonne!

Zeile 3, Schlußsequenz:

›a-no-we‹ – μνήσθητι, λύε, ἀπόλυσον. – Gedenke (mein), (er)löse (mich), mach (mich) los!

Abschließend mögen noch eine eleusinische und zwei thebanische Gefäßaufschriften zu Wort kommen:

EL Z 1:

.1 da - \*22 - to .2 da - pu2 - ra - zo , wa ,

.1 ὄλλυμαι, ἰδέ, σῶιζε. .2 ὄλλυμαι, σώτειρα, λῦσον, σκόπει· θνήσκω.

Ich gehe zugrunde, schau, rette (mich)! .2 Ich gehe zugrunde, Retterin, (er)löse (mich), gib acht: Ich sterbe!

TH Z 839:

ka - u - no o - du - ru - wi - jo, wa - na - ka - te - ro<sup>154</sup>

ἄκουε, λύττειρα, λύε. σύνες, πόνων ἄπελε, ἐξαίρει ἡλίου.

Θνήσκω, σκιερή, ἄκουε, ἀπότρεψον, ἐλευθέρωσον.

Höre, Erlöserin, (er)löse (mich)! Nimm (mich) wahr, von den Mühen nimm (mich) fort, nimm (mich) heraus aus der Sonne!

Ich sterbe, Schattige, höre, wend [es] ab, befreie (mich)!

TH Z 846:

pi - pi. wa - to. su - ro - no.

ἀπάλλαξον, ἀπάλλαξον. Θνήσκω, σῶιζε. πόντια,

ἐλευθέρωσον, λύε.

Mach (mich) frei, mach (mich) frei! Ich sterbe, rette (mich)!

Herrin, befreie, (er)löse (mich)!

Die Textbeispiele dürften deutlich machen: Ein kohärentes, belastbares, in sich schlüssiges Gegenkonzept gegen das in sich hochproblematische VENTRISSche Syllabar ist technisch möglich.

<sup>154</sup> Die Inschrift umläuft, in sich geschlossen, ringförmig die Gürtelzone der Bügelkanne.

### *Zusammenfassung*

Die Argumente, die den Versuch einer Neudeutung von Linear B nahegelegt haben, sowie deren Resultat seien hier noch einmal zusammengefaßt: Ansatzpunkt der Überlegungen war Herodot V 58–61. Die Partie bezeugt ein Alter der griechischen Alphabetschrift, das weit über das Ende der Bronzezeit hinaufreicht, und zugleich mit jener ein entsprechendes Alter des literarischen Griechisch. Das relativ-chronologische Bestimmungsverfahren bestätigt dieses hohe Alter. Ferner könnten die Bemerkungen über den phoinikischen Schriftimport Raum für eine Eingangsphase lassen, die Linear B gebracht hätte. Wie immer, dieses System sollte von der luziden Alphabetschrift jahrhundertlang, bis ans Ende der Bronzezeit, unangefochten begleitet worden sein: Unter diesen Bedingungen kann Linear B nicht entsprechend lange einer profanen Palastverwaltung gedient haben und zugleich hochgradig defizitären, ja hilflosen Schreibregeln unterliegen. Unter den Vorzeichen einer alphabetisch geprägten Bronzezeit wäre es neu zu lesen. Die exklusive Stellung dieses Systems außerhalb des Alphabets spricht für seine Verwendung in einer sehr spezifischen kultischen Funktion.

Eigentümlichkeiten der Handhabung einzelner Zeichen wie Isolierung, Hinzufügung, Auslassung, Umstellung, zudem mutmaßlich gewollte Intervalle, sowie das Interferieren zwischen ›phonetischem‹ und ›ideographischem‹ Sektor – all dies sind Anhaltspunkte für ein Wortzeichen-System. Ein Indiz für die Tragfähigkeit eines solchen Ansatzes liefern die sog. Worttrenner: Sie erweisen sich als syntaktische Markierungen, können jedoch im Extremfall (dann als echte ›Worttrenner‹) ein einziges Zeichen (als Prädikat – und vollständigen Satz) einschließen. Nicht zuletzt kongruieren die Genitiv-Konstruktionen bezüglich der Verbvalenz und des numerischen Angebots der Prädikatformen recht genau mit den Vorgaben der griechischen Sprache.

Freilich kreist das extrem begrenzte Vokabular der Inschriften um nur ein einziges eng umrissenes existentielles Problem. Demgegenüber sind die aus einem quasi-liturgisch festen Wortrepertoire schöpfenden Texte in ihrem Gesamtbestand syntaktisch stimmig und inhaltlich bis ins letzte durchsichtig.<sup>155</sup> Nicht zuletzt liegt, durchaus im Gegensatz zur VENTRISSchen Lesart, der ›Sitz‹ der Texte ›im Leben‹, ihre pragmatische Funktion, klar am Tage. Anstatt ins mykenische Wirtschaftsleben gibt Linear B – wenngleich in einem nur schmalen, wiederum aber bedeutsamen, Ausschnitt – den Blick in kultische Interna der mykenischen Paläste frei: Als erste griechische Schrift überhaupt dient das System der Abwehr einer lebensbeherrschenden klimabasierten Drangsal und zeugt von der übermächtigen Dominanz einer einzigen uralten weiblichen Gottheit. Ihre Autorität wird zur Rettung von Hunger, Durst und einem drohenden Untergang aufgeboten.

Daß eine Fachdisziplin, die sich auf die VENTRISSche Deutung von Linear B verständigt und seit Jahrzehnten eingeschworen hat, von einem konträren Entwurf nicht gerade beglückt sein wird, ließe sich erwarten und wäre – jenseits wissenschaftlicher Maßstäbe – auch verständlich; hat sie sich doch mit unsäglicher Mühe in ein mykenisches Wirtschaftsleben und Verwaltungswesen und in eine mykenische Geographie hineingedacht. Dennoch: Trägt der hier vertretene Gegenentwurf, so gibt er Ursache, die bisher geltende Deutung und ihre Ergebnisse zu überdenken.

---

<sup>155</sup> Das VENTRISSche Syllabar und die hier versuchte Deutung sind von ihrem systemischen Ansatz her unvereinbar: Kein einziges der syntaktischen Zeichen scheint eine einzelne offene Silbe zu vertreten. Dabei schließen Wortzeichen jegliche Unsicherheit im Hinblick auf Flexionsendungen a priori aus. Es gibt auch keine Unschärfelder wie unbekannte Vokabeln oder jene zahllosen, auch unbekanntenen (da nicht überlieferten), Eigen- und Ortsnamen, mit denen sich die herkömmliche Deutung zu rechtfertigen sucht und die sie zugleich fragwürdig machen.

## 2. Das Alphabet als kultureller Hintergrund

Die hieroglyphischen Inschriften des Diskos von Phaistos<sup>156</sup>

### A-Strophe

- 1-6 Ζεὺς καὶ φαεινός, Ζεὺς αἰ Ὑλκαῖος,  
 7-10 ᾧ κούσαις γόνος ἴσος·  
 11-15 κἄν Σίρυνς ἰσοσία, φαεινός  
 16-19 ἴσος κἄν Σίρυνς εἶη[ν].  
 20-23 σιγὸς ἐὼν καὶ ὑνὸς αἰ  
 24-27 κού σάος πᾶν ὁ ἐν ναῶ ὄς  
 28-31 ἦμε, ἀνίοι ἄσκιος.

Zeus ist auch ›der Strahlende‹, wenn Zeus ›der Lykäische‹ ist, (er,) dessen Geliebten ein Sproß erwächst wesensgleich: Und wenn Tiryns ›die Gottgleiche‹ ist, ein (göttlich) Strahlender gleichen Wesens dürfte (dann) auch [ich,] (der Eponymos) Tiryns[,] sein. (›Vom Gott‹) gezeichnet und vereinsamt immerdar und heillos ganz, soll der im Heiligtum, der es zu betreten versuchte, zurückkehren schattenlos.

---

<sup>156</sup> Text eines Vortrags, gehalten 1997 an der VHS Reutlingen/Württ. im Rahmen des Themas ›Europa‹. Hier dient er der Information über den Gegenstand, der seinerzeit zu einer Neuorientierung im bronzezeitlichen Schriftsystem Linear B herausgefordert hatte.

## B-Strophe

1-5 E<i>v ὕλη Ἐλαΐας ἔσιθι· πε-  
 5-10 ριξεστὴν ἄναισε ὕλην· πέ-  
 10-15 ριξ ἐνίπε περὶ κνίσα γαῖαν  
 16-20 καὶ σύη αἶψα ἄ ξυνωρίς·  
 21-22 ὦ αἰὼ ἀέ, ὑαυάξ·  
 23-26 σκιερὰ ἴκε ὠσλή ὀψία  
 27-30 Νύξ, Σιᾶς αἰὲν νεοσσός.<

In den Hain der Elaia tritt ein: Ent-  
 zünde rings geglättetes Holz: Im  
 Kreis um den Opferrauch schlag ein auf die Erde,  
 und wiehere jählings wie ein Pferde-Paar:

ὦ Αἰό αέ! ηυαυάξ!

Schattige, komm, o edle späte

*Nacht*, von der Göttin immer neu geboren!<sup>157</sup>

Auf mediterran-fremdem Boden und in der Nachbarschaft fremder  
 Kulturen, vor allem des Vorderen Orients und Ägyptens, beginnt,  
 in Austausch und Abgrenzung, mit Griechenland eine maßgebliche  
 Komponente der Identität Europas. Die Bedeutung des antiken  
 Griechenland für die abendländische Kultur kann schlechterdings  
 nicht überschätzt werden. Sprichwörtlich ist der griechische Erfin-  
 dergeist. Er hat für die nachfolgenden Epochen Modelle geschaffen  
 – man denke an die bildende Kunst, an die Dichtung mit Epos und

<sup>157</sup> Die Diskos-Texte stellen das Entzifferungsergebnis von 1981 dar; dieses wird im  
 »Abaton« [Anm. 54] detailliert hergeleitet (die griechisch-alphabetische Umschrift beider  
 Strophen in normalisierter Form). Zur Erleichterung des Verständnisses ist die mündli-  
 che Form der seinerzeit auf ein breites Publikum ausgerichteten Darstellung beibehal-  
 ten worden. Nachweise und Erläuterungen in Fußnoten zu allen wesentlichen Details  
 finden sich im »Abaton«; Seitenangaben sowie einzelne Literaturverweise in den Fußno-  
 ten. Die Nachzeichnung beider Diskos-Seiten (148 f.) findet sich so auch auf dem Falt-  
 blatt im Anhang zum »Abaton«; sie entstammt: ARNOLD BRADSHAW, The Imprinting of the  
 Phaistos Disc, Kadmos 15, 1976, 1-17; 2-3, Fig. 1.

Drama, die Historiographie, die Philosophie, einen ganzen Fächer wissenschaftlicher Disziplinen und – nicht zu vergessen – die Staatsform der Demokratie. Mit vielem davon gehen wir heute so unbefangen-selbstverständlich um, daß es besonderer Anstöße bedarf – etwa der optischen Verfremdung bildnerischer Werke in Museen – um unser Staunen angesichts der uns scheinbar so nahen und zugleich so weltenfernen ›Urbilder‹ zu wecken. Zeitlos gültig, haben sie doch ihre historische Stunde; die Frage nach ihrem Woher aber mag uns heute noch in Verlegenheit setzen.

Meine Überlegungen werden einem frühen Dokument der mittelmeerischen Schriftlichkeit gelten. Fragen wir uns zunächst nach dem Anteil der Griechen an dieser Komponente unseres Kulturerbes. Dem aufmerksamen Museumsbesucher kann nicht entgehen, daß die Antike in ihren Bildwerken, in Weih- und Grabmonumenten sowie in ihrer Keramik von der Schriftlichkeit begleitet wird. Es handelt sich dabei um die Alphabetschrift, eben diejenige, von der unser heutiges Alphabet abhängt. In der archaischen und klassischen Zeit ist sie in voller Lebendigkeit da und durchdringt allenthalben das öffentliche Leben. Ihr Alphabet haben die Griechen nachweislich von den Phoinikern<sup>158</sup>. Die Forschung – ich referiere im folgenden die herrschenden Vorstellungen – hat sich darauf geeinigt, daß sie es etwa um 800 v.Chr.<sup>159</sup> von semitischen Händlern aus der Levante<sup>160</sup>, aus Tyros oder Sidon oder Byblos usw., übernommen haben; diese expandieren seit der Jahrtausendwende nach Westen<sup>161</sup>. Damals sollen sie jene Schrift mitgebracht haben, die nur aus Konsonanten besteht und Vokale nicht notiert<sup>162</sup>; man kann sie

---

<sup>158</sup> Vgl. HEUBECK, Schrift [Anm. 55], 74 f., 88 f.

<sup>159</sup> Ebd., 76. 78. 80.

<sup>160</sup> Ebd., 81. 84-86; vgl. auch Vf., ›Abaton‹ [Anm. 54], 303, Anm. 2; 322.

<sup>161</sup> Vgl. ›Abaton‹ [Anm. 54], ebd.

<sup>162</sup> Vgl. HEUBECK, Schrift [Anm. 55], 88.

insofern geradezu als eine Art Silbenschrift verstehen. Mit der Einführung von Vokalzeichen<sup>163</sup> schafften die Griechen als erste eine reine Lautschrift – jedes Zeichen steht für einen Laut. Dabei fallen zwei Besonderheiten auf:

1. führen die Griechen für die Konsonantenverbindungen *ks* und *ps*, die die Phoiniker nicht darstellen<sup>164</sup>, je ein eigenes Lautzeichen ein, nämlich  $\Xi$  und  $\Psi$ .
2. unterscheiden sie bei ihren neu eingeführten Vokalen beizeiten die Quantität, d. h. Kürze und Länge, von *e*, also Epsilon und Eta, und am Ende der Alphabetentwicklung auch die Quantität des *o*, also Omikron und Omega.

Begrenzt man den zeitlichen Rahmen der griechischen Kulturblüte vor dem Hellenismus nach unten etwas willkürlich auf etwa 300 a., dann entfaltete sie sich – so sieht man es heute – in rund einem halben Jahrtausend, beginnend um 800 mit der Schriftlichkeit, einer Voraussetzung für einen ersten Gipfel, das Homerische Epos des 8. Jh.<sup>165</sup> Beginnt damals ›Europa‹? Der griechische Mythos verbindet mit dem Wort ›Europa‹ gern etwas anderes, nämlich den Namen einer jungen und schönen Phoinikerin, die Zeus als Stier auf seinem Rücken nach Kreta entführte. Dort wurde sie Mutter des nachmaligen Herrn der kretischen Paläste und sagenhaften Meeresbeherrschers, des Zeussohnes Minos, der von Athen regelmäßige 9-jährliche Tribute in Form von je sieben jungen Männern und Mädchen als Opfer für den Minotaurus einforderte – unter ihnen war auch der Königssohn Theseus. Nach jenem Minos heißt die bronzezeitliche kretische Palastkultur die ›minoische‹ Kultur. Sie blüht seit

---

<sup>163</sup> Vgl. ebd., 90.

<sup>164</sup> Vgl. ebd., 102, Abb. 40.

<sup>165</sup> Vgl. etwa ALBIN LESKY, Homeros [Anm. 14], Sp. 22.

spätestens 2000 bis um 1375<sup>166</sup> – dies ist das Datum für den Untergang des legendären Palastes von Knossos – und sie ist, nachdem sie noch nicht im umfassenden Sinne schriftlich zu uns spricht, eine ›prähistorische‹ Kultur. Wie ihre Träger bis in die Spätphase keine Griechen waren, mutet sie in ihren Zeugen, die aus den Palästen ans Licht getreten sind, fast märchenhaft fremdartig an, wenn schon nicht eigentlich orientalisches, so doch erst recht nicht griechisches im uns geläufigen Sinne der antiken Kultur. Es fehlt jene typisch griechische Selbstidentität einer freien monumentalen Gestalt, die, zumeist aus der Anonymität heraustretend, die männliche in der Regel nackt, und ohne Einbindung in übergreifende Funktionszusammenhänge, den Menschen in seiner ›Unangefochtenheit‹, seiner Jugend, Schönheit und Gottnähe, vor Augen führt. Die minoische Kultur spricht sich gerade nicht in dieser Art von Gestalt, sondern in Raumzusammenhängen und gesellschaftlich-übergreifenden Bezügen aus, innerhalb deren die Menschen fungieren. Darin scheint sie uns ebenso fremd wie faszinierend – sie schien der Moderne, einer Epoche, die sich ihrer eigenen Mitte nicht mehr gewiß war, gerade in jener fremden Anonymität eigentümlich nahe.

Ans Licht traten die minoischen Paläste erstmals seit 1893, mit Beginn der Ausgrabungen von SIR ARTHUR EVANS in Knossos. Doch auch das Bild vom griechischen Mutterland hatte zu der Zeit begonnen, sich zu wandeln. Denn seit 1876 hatte HEINRICH SCHLIEMANN seine Ausgrabungen im Palast von Mykene in der Argolis begonnen, dessen Schachtgräber und u. a. die berühmten goldenen Gesichtsmasken von fünf Kriegerkönigen barg. Man läßt die mykenische Epoche, die Späte Bronzezeit des griechischen Mutterlandes, um 1600 beginnen, etwa synchron mit der Zeit der Jüngeren Paläste auf Kreta. Auch die bronzezeitliche mykenische Kultur ist in ihrem Wesen ›prähistorisch‹: Auch sie spricht noch nicht selbst zu uns wie

---

<sup>166</sup> Vgl. ›Abaton‹ [Anm. 54], 4 f.

die Hochkultur der Antike, und auch sie scheut die freie Gestalt als das Zentrum des menschlichen Selbstverständnisses. Ihr Ende findet sie – aus ungeklärten Ursachen – um und nach 1200, und erst nach einem mehrere Jahrhunderte währenden Intervall, den sog. ›Dunklen Jahrhunderten‹, entwickelt sich in Griechenland neu die antike Hochkultur. Man versteht jenen Einschnitt am Ende der Bronzezeit und der mykenischen Epoche als derart tiefgreifend, daß man von einem ›Strukturbruch‹ gesprochen hat<sup>167</sup>: Die Griechen verlieren, wie man gemeint hat, mit dem Untergang der mykenischen Paläste ihre gesamte bis dahin erreichte Kulturhöhe und beginnen unter primitiven Voraussetzungen neu. Was sie vor allem eingebüßt haben sollen, ist für rund 400 Jahre die Kenntnis des Schreibens<sup>168</sup>: Die mykenische Palastverwaltung verfügte nämlich über eine eigene Schrift – man nennt sie ›Linear B‹ – die in gut 4000 Täfelchen im Schutt mehrerer Paläste gefunden worden ist. Sie umfaßt knapp 90 fremdartige phonetische Zeichen, die seit 1952 als durch den Engländer MICHAEL VENTRIS entziffert gelten und in der sperrigen Form offener Silben – Konsonant + Vokal – eine frühe Form des Griechischen wiedergeben sollen. Diese Schrift leitet man aus dem kretischen Knossos her, dessen Palast uns die Mehrzahl der Tafeln beschert hat. Eine ältere kretische Verwandte, die wohl eine nicht-indogermanische Sprache wiedergibt, heißt ›Linear A‹<sup>169</sup>. Noch älter ist auf Kreta eine Hieroglyphenschrift, deren Beginn man auf die Anfänge der Älteren Paläste ansetzt<sup>170</sup>.

Eine derart alte, fast tausendjährige, interne Schreibkultur fiel also jenem Strukturbruch am Ende der Bronzezeit zum Opfer. Man folgert daraus, daß die Griechen nach den Dunklen Jahrhunderten keinerlei sicheres Wissen mehr von der Vorzeit haben konnten. Ihre Mythen erschaffen sie später, und obwohl sie von der Erinnerung

<sup>167</sup> Sinngemäß HEUBECK, Schrift [Anm. 55], 30.

<sup>168</sup> Vgl. etwa HEUBECK, ebd., 73. 131.

<sup>169</sup> Ebd., 13.

<sup>170</sup> Ebd., 1.4.

an das mythische Geschehen in dem Sinne leben, daß sie in ihren mythischen Urbildern ihre Wesensidentität finden, fehlt dem Mythos – so die moderne Vorstellung – der Rückhalt in der Faktizität. Dem Alter nach gehörten namentlich bekannte Heroen und zahllose unverwechselbare Ereignisse in die Bronzezeit: so das Auslegen eines Leitfadens nach dem Rat der Minostochter Ariadne – dieser Faden ließ Theseus nach dem Kampf mit dem Minotauros den Weg aus dem Knossischen Labyrinth zurückfinden. Aber diese Epoche ist zwiegesichtig: Als archäologisch verifizierbare Prähistorie ist sie anonym, und als Zeitraum des mythischen Geschehens ist sie unreal. Daß dieser Widerspruch ein moralisches Problem enthält, sollten jedenfalls die Kenner der griechischen Texte bemerken – es wird aber nie ausgesprochen: Wie gehen wir mit den Zeugen der Antike um, wenn wir ihnen als wahr aberkennen, was für sie nicht allein wahr ist, sondern was – ich sagte es schon – geradezu ihre geistige Identität begründet? Im Bezug auf die ›Fictionen‹ der Römer sagt Goethe: ›Und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben.‹<sup>171</sup>

Ich überspringe nunmehr jene tiefgreifende Kluft der Dunklen Jahrhunderte, zurück ins minoische Kreta, zum Palast von Phaistos (westliches Zentralkreta): Dort wurde, wie aus dem Fundzusammenhang 1908 hervorging, spätestens um 1600 v.Chr.<sup>172</sup> ein in seiner Art bisher einzigartiges Schriftdokument deponiert, der Diskos von Phaistos. Es handelt sich um eine Tonscheibe von gut 16 cm Durchmesser, heute zu besichtigen im Museum von Heraklion (Kreta). Sie ist auf beiden Seiten spiralförmig in 242 Positionen mit insgesamt 45 verschiedenen Bildzeichen beschriftet. Die Bilder ge-

---

<sup>171</sup> BIEDERMANN, GUSTAV WOLDEMAR VON (Hg.): Goethes Gespräche. Band 5 (1824-1826). Leipzig 1890, 233.

<sup>172</sup> Vgl. ›Abaton‹ [Anm. 54], 8.

hen auf Stempel zurück, und man kann zeigen, daß es für ein Piktogramm – so nennt man die Bildzeichen – mehr als einen Stempel gab<sup>173</sup>. So ist der Diskos wie ein früher Vorklang griechischen Erfindergeistes das erste europäische Dokument für die Verwendung beweglicher Lettern, und wenn es auch bisher ein singuläres Dokument geblieben ist, deutet das Stempelverfahren doch auf eine institutionalisierte Verwendung dieser Bilderschrift hin. Daß unser epigraphisches Unikat aus dem mittelminoischen Kreta stammt, kann man nachweisen<sup>174</sup>. Man ordnet es deshalb der minoischen Kultur zu und rechnet mit einer nicht-indogermanischen, einer ›ägäischen‹, also vorgriechischen Sprache<sup>175</sup>; Griechen läßt man erst später nach Kreta gelangen. Da nun das Schriftsystem singulär geblieben und die wiedergegebene Sprache unbekannt ist, tappt man auch mit dem Aussagewert der Bildzeichen im dunkeln: Man bevorzugt aus sprachstatistischen Erwägungen heraus derzeit eine Mischung aus Silbenwerten und sog. ›Ideogrammen‹<sup>176</sup>, d. h. Bildzeichen, die die dargestellte Sache bedeuten und insofern sprachunabhängig sind. Keinesfalls denkt man an ein Lautsystem, zu dem in Reinform weder Ägypten noch Mesopotamien durchgedrungen ist<sup>177</sup>. Hierfür sei im übrigen die Zeichenanzahl zu hoch. Lange strittig war auch die Schreib- und Leserichtung; heute mag sich – ohne eine letzte Sicherheit – die Waage zugunsten eines rechtsläufigen, also vom Zentrum ausgehenden und den Figuren (vgl. den ›Gehenden Mann‹!) folgenden Verfahrens neigen<sup>178</sup>.

So gern man schon seit der Entdeckung des Diskos 1908 gewußt hätte, was seine hieroglyphischen Spiralen mitzuteilen haben, die

---

<sup>173</sup> Vgl. ebd., 9 f.

<sup>174</sup> Ebd., 13.

<sup>175</sup> Vgl. ebd., 5.

<sup>176</sup> ›Abaton‹ [Anm. 54], 19 f. (MICHAEL TRAUTH, 1990).

<sup>177</sup> Vgl. etwa KÁROLY FÖLDES-PAPP, Vom Felsbild zum Alphabet. Die Geschichte der Schrift von ihren frühesten Vorstufen bis zur modernen lateinischen Schreibschrift. Stuttgart und Zürich 1987, 143. 150.

<sup>178</sup> ›Abaton‹ [Anm. 54], 18 (HANS-JOACHIM HAECKER, 1986).

Rahmenbedingungen des Forschens sind von der Zunft gebieterrisch vorgegeben: Man sieht im Diskos ein minoisches, d. h. einem fremden, nämlich ägäischen oder mediterranen Kulturhorizont angehöriges, Objekt, dessen Sprache wir nicht kennen und wohl nie kennen werden, ein Zeugnis also einer gründlich von unseren Voraussetzungen des Verstehens geschiedenen Welt. Die aussichtslosen Versuche einer ›Entzifferung‹, wie sie immer wieder neu gestartet werden und zu stets grundverschiedenen Ergebnissen führen, sind unter Kennern daher seit längerem verpönt. Was man stattdessen mit Energie betrieben hat, sind abstrakte – von inhaltlichem Verständnis weitgehend freie – Strukturbeobachtungen, eine sog. ›interne Analyse‹, mit deren Hilfe man dem Grundraster jener fremden Sprache näher zu kommen versucht<sup>179</sup>.

Ich deute nur an, daß beispielsweise in den Feldern A 29 und B 11 dieselbe Zeichenfolge wiederkehrt (ενι) oder daß die Felder A 10-12 und A 16-18 zwei homonyme – d. h. gleichlautende – Sequenzen umfassen (ἴσος κὰ[v] Σί(ου)νς). Die Folgerungen aus solchen und ähnlichen Erhebungen hat man seinerzeit allerdings unter der Voraussetzung einer linksläufigen, also von der Peripherie ins Zentrum führenden, Leserichtung gezogen. Aber es muß verschiedenes gleichzeitig stimmen, wenn man diesen Texten näherkommen will, zuallererst die Leserichtung: Wollte man einen deutschen Text in verkehrter Richtung aufschlüsseln, man käme – bei falscher Laut- und Wortfolge – schwerlich zu erhellenden Einsichten in die Sprachstruktur des Deutschen.

Gibt es also wirklich keine Möglichkeit, dem Inhalt der rätselhaften Texte näherzukommen? Wenn uns neben ihrem Schriftsystem auch ihre Sprache unzugänglich ist, dann müssen wir kapitulieren. Aber wir haben den Hauch einer Chance, nämlich sofern wir bereit sind, uns auf die Alten zurückzubedenken und uns daran zu

---

<sup>179</sup> Ebd., 16-18.

erinnern, wie *sie* ihre Frühzeit gesehen und beurteilt haben. Der Diskos stammt aus dem Minoischen Kreta. Die Antike nun hat die Epoche des Minos und die der alphabetischen Schriftlichkeit in einer Unbefangenheit, die Selbstverständlichem zukommt, ineingesetzt: Die nachmalige Mutter des Minos, Europa, wird nach ihrem Raub von einem ihrer älteren Verwandten namens Kadmos gesucht. Dieser Kadmos gründet auf seiner fehlgesteuerten Expedition das griechische Theben und bringt dort den umwohnenden Griechen die Schrift. Was antiker Überlieferung zufolge die Griechen hier entwerfen, ist ohne allen Zweifel eben die Alphabetschrift, die wir aus der Antike selbst in ihrer Gesamtentwicklung überschauen. Dabei setzt die Einführung des Alphabets natürlich voraus, daß auch die griechische Sprache voll entwickelt ist. Minos nun, der kretische Herrscher, wird etwa im zeitlichen Umkreis jener Schriftvermittlung durch Kadmos geboren, kommt also erst eine Generation später zur Herrschaft. Theseus, der spätere König von Athen, lange vor dem sagenhaften Troischen Krieg, ist etwa generationsgleich mit der Minos-Tochter Ariadne, deren Faden ihm, damals noch einem Jüngling, aus dem Knossischen Labyrinth hilft. Es gab damals nicht allein die griechische Sprache und das griechische Alphabet, sondern auch hin und her laufende Kontakte zwischen dem griechischen Mutterland, etwa Athen, und dem Kreta des Minos. Liefert uns also die Antike selbst eine Chance – eine Chance, deren Preis ein Zurücktreten aus den Rahmenvorgaben der modernen Wissenschaft wäre – dann ist es die, hinter den geheimnisvollen Bildzeichen probeweise einzelne Laute zu suchen wie im griechischen Alphabet und die Texte nach dessen ausgereiftem Vorbild rechtsläufig, also vom Zentrum ausgehend, griechisch zu lesen. Die Diskos-Piktogramme wären dieser Arbeitshypothese zufolge eine Art Verschlüsselung der griechischen Lautschrift, und unsere Aufgabe wäre, diese Zeichen wieder zu decodieren. In der Forschung hat man einen solchen Ansatz bisher nie in Erwägung gezogen –

nicht nur, weil man den Alten in dem, was sie zu ihrer eigenen Vorzeit berichten, nicht glaubt und das griechische Alphabet für viel jünger hält, sondern auch deshalb, weil der Diskos mit seinen 45 verschiedenen Piktogrammen fast doppelt so viele Zeichen zur Verfügung hält wie das griechische Alphabet, das über 24 Zeichen verfügt. Will man einen solch unkonventionellen Ansatz dennoch erproben, so sollte man sich darüber im klaren sein, daß bei einer höheren Quote von Lautzeichen auch mit einer größeren Anzahl von Lautwerten zu rechnen wäre, als sie das griechische Alphabet erfaßt: Dieses legt sich auf ein Zeichen für *a* oder *n* oder *s* fest, abstrahiert also gewissermaßen im Rahmen verschiedener möglicher Tönungen (Allophone) – so wie auch unser Alphabet *s* vorsieht, unabhängig davon, ob es stimmhaft ausgesprochen wird wie in *sagen* oder stimmlos wie in *das* oder als *sch* wie in *stehen*. Demgegenüber würde das Diskos-System möglicherweise solche phonetischen Abweichungen mit jeweils speziellen Zeichen erfassen, also einen Lauttyp in mehrere Schattierungen auffächern. Mit der Wiedergabe feinerer Nuancen würde die Wirklichkeit der gesprochenen Sprache weit genauer abgebildet als über das griechische oder auch unser lateinisches Alphabet. Daraus ergäbe sich eine reizvolle, aber auch diffizile Aufgabe: Man müßte nämlich versuchen, auf dem Wege einer vergleichenden Abgrenzung die einzelnen Lautwerte in ihrem phonetischen Zusammenhang möglichst sauber zu definieren<sup>180</sup>. Es eröffnete sich mit einer Mehrzahl von *a*- oder *n*- oder *s*-Varianten also keineswegs ein Spielraum der Beliebigkeit: Das einzelne Zeichen wäre nicht nur präziser definiert und entsprechend schwerer zu identifizieren als in einem herkömmlichen Alphabet; es müßte auch in seiner Aussage jeweils konsequent mit sich identisch sein, also wo immer es auftauchte, exakt und begründbar denselben Laut bezeichnen. Am Ende einer solchen Arbeit sollte dann

---

<sup>180</sup> Ebd., 76-111.

ein ›Schlüssel‹ stehen, der für jedes Piktogramm diesen seinen unverwechselbaren Lautwert angäbe, einen Lautwert in Feinabstimmung<sup>181</sup>. Mit einem solchen Schlüssel sollten sich allerdings nicht allein die Diskos-Texte widerspruchsfrei lesen lassen, sondern auch neue Texte dieser Art, sofern sie eines Tages auftauchten. Praktische Grenzen zöge natürlich der beschränkte Umfang des vorgegebenen Materials, das manchmal die erwünschten Gegenproben nicht erlaubt.

Beide Diskos-Seiten sind mit einem Netzwerk von ›Vertikallinien‹ überzogen, die die Zeichenfolge in einzelne ›Felder‹ untergliedern. Bei einem ersten Zugangsversuch bin ich 1981 davon ausgegangen, daß diese ›Felder‹ immer Wörter enthalten. Was aber auf der A-Seite als erstes in die Augen springt, ist die häufige Zeichenverbindung ›Rundschild(-)Federkopf‹, wie in A 31 stets an die rechte Feldgrenze gebunden: Ich habe seinerzeit spontan auf die bekannte griechische -ος-Endung gesetzt und damit wohl das Ende des Ariadne-Fadens in die Hand bekommen, der mich durch das Labyrinth führen sollte. Damals hielt mir ein neuphilologischer Kollege vor, dieser Ansatz sei doch willkürlich – warum ich denn von -ος ausgegangen sei und nicht etwa von -ες. Was soll man darauf antworten? Der Ansatz war ein Experiment, und mit dem ο kamen vernünftige Wortformen und eine vernünftige Syntax heraus. Wo die ο sonst vorkommen, sind sie im Kontext eben an der Stelle zwingend notwendig; ε dagegen hätte keinen Sinn ergeben: Warum also sollte ich gegenüber dem Gegenstand mutwillig blind sein? Man versucht doch, sich, sobald dies möglich wird, an dem Echo, das aus der Sache kommt, also an einem sich abzeichnenden Sinn, zu orientieren.

Als nächstes mußten die Felder A 15 und A 3 ins Auge fallen,

---

<sup>181</sup> Ebd., 183-185.

die vor der -οϝ-Endung zwei identische Zeichen präsentieren, nämlich ›Fell‹. Vor einem Vokal stehend, waren dies mit höchster Wahrscheinlichkeit zwei Konsonanten, und es ging um die Frage, welche griechischen Wörter den vorgegebenen Rahmen füllten. Hier habe ich spontan auf φαεννός – ›leuchtend, strahlend‹ gesetzt – wäre das falsch gewesen, so hätte ich mich sicher alsbald verirrt und festgefahren. Gewonnen hatte ich damit u. a. ein v.

Dies ist der Ort für eine kleine Abschweifung: Die Diskos-Inschriften weisen mehrfach Spuren einer nachträglichen Korrektur auf, und es wäre willkommen, wenn sich in einzelnen Fällen erklären ließe, wie die später nachgebesserte Vorfassung überhaupt in den Text gekommen ist: Dies wäre eine zusätzliche Absicherung des von uns intendierten Textes. Ein solcher Fall ist mit den Feldern A 15 und A 3 gegeben<sup>182</sup>. Wir hatten gesehen, daß das Bildzeichen ›Fell‹ ein v bedeutet und zwei ›Felle‹ eben Doppel-v. In A 15 stehen diese beiden ›Felle‹ in einer ungestörten Zeichenfolge nebeneinander, wie es sich gehört, nämlich mit den Hälsen nach oben, d. h. auf das Zentrumweisend. In A 3 gibt es dagegen eine merkbare Störung: Die ›Felle‹ sind um 180° gedreht, so daß sie mit den Hälsen nach unten weisen, also Richtung Peripherie; und die -οϝ-Endung schließt nicht mehr bruchlos an, sondern der Zeichenverlauf ist um 90° nach unten abgeknickt, so daß im Feld A 3 jetzt zwei Zeichen den Platz einnehmen können, der sonst nur ein Zeichen aufgenommen hätte. Ganz offensichtlich war das Feld A 3 zu knapp bemessen gewesen, und man hat das Wort φαεννός gewaltsam in den zu engen Raum hineingezwängt. Um Platz zu sparen, hat man auch die ›Felle‹ gedreht, denn oben laden sie etwas weiter aus als unten. Machte man sich die Mühe, einmal genau nachzumessen, so würde man feststellen, daß das Feld A 3 um das Breitenmaß eines regulär aufrecht gestellten ›Fells‹ zu eng ist. Das kann nur bedeuten, daß

---

<sup>182</sup> Vgl. ebd., 123-128.

eine Form mit nur einem  $v$  vorgesehen gewesen war. Die gibt es in zweierlei Hinsicht: einmal in einer frühen alphabetischen Schreibweise, die Doppelkonsonanten noch nicht wiedergab, dann aber auch in einer jüngeren Sprachform, die die Mehrfachkonsonanz zugunsten einer Vokaldehnung aufgegeben hatte. Eine monokonsontantische Schreibweise in A 3 hätte zu einer bikonsontantischen in A 15 in offenem Widerspruch gestanden; augenscheinlich hielt der Schreiber die bikonsontantische für so zwingend notwendig, daß er sich zu den rigorosen Maßnahmen in A 3 entschloß. A 3 spiegelt so an einem höchst anschaulichen Beispiel Situation und Probleme eines in einem alphabetartigen Lautsystem geschriebenen griechischen Textes. So viel zum Thema ›Korrekturen‹ – kehren wir zur Texterschließung zurück:

Im weiteren Verfahren drohte es mit dem  $v$  allerdings eng zu werden, denn A 18 und A 12 enthielten ein Wort, bei dem einem abschließenden  $\sigma$  ( $\varsigma$ ), dem ›Federkopf‹, ein  $v$ , das ›Fell‹, vorausging; das kommt in dem Griechisch, mit dem ich rechnete, praktisch nicht vor – außer in einem berühmten prähistorischen Ortsnamen, nämlich ›Tiryns‹. Das war spannend und eine Art Nagelprobe für den Ansatz selbst. So experimentierte ich denn mit dem ›Schiff‹, hochkant gestellt, als  $v$  weiter.

B 27 ließ mit seinen 3 Bildzeichen nicht viele Optionen offen, nachdem die beiden ersten bekannt waren. Es bot sich Νύξ an – ›die Nacht‹. Das konnte ermutigen, denn es gab sich überraschend wie ein Gegenbegriff zu A 15 und A 3 φαεινός – ›leuchtend, strahlend‹ auf der Seite gegenüber. Gewonnen war mit dem ›Gabelholz‹ das ξ.

Ich kürze die Sache ab mit dem Hinweis auf B 10, wo dieses ξ am Ende einer Sequenz auftaucht, die in B 13 ohne ξ wiederkehrt. Gab es so etwas im Griechischen, dasselbe Wort, einmal mit und einmal ohne ξ am Schluß? Es gibt es in der Tat: περίξ ist ein Adverb und bedeutet ›im Kreis‹, und περί ist eine Präposition und bedeutet

›um (herum)‹ – wir haben es in einigen Fremdwörtern, wie ›Peripherie‹ – ›Umkreis‹, usw.

Aus Mosaiksteinchen fügten sich so nach und nach zwei sinnvolle Texte zusammen, und der immer deutlicher sich abzeichnende Sinn war es, der es ermöglichte, auch mit den nunmehr sich häufenden Zwischentönungen fertig zu werden, die sich in aller Regel als kombinatorische Phänomene deuten lassen. Man staunt darüber, daß solche Schattierungen gehört und registriert wurden und nicht nur dies: Genaueres Zusehen lehrt, daß sie offensichtlich auch in ihrer inneren Logik *verstanden* worden sind.

Hier ein kurzer Gesamtüberblick über die Entwicklung des vorliegenden Systems: Es hat nämlich zur Zeit der Diskos-Herstellung, also spätestens um 1600 v. Chr., schon eine beträchtliche und längerwährende Evolution hinter sich und stammt damit sicher noch aus der Epoche der Älteren Paläste.

Man darf von einem Frühstadium mit einem geringeren Zeichenumfang und noch ohne das markante ›Federkopf‹-Zeichen ausgehen. Wenn dieses eingeführt wird, kennzeichnet es keinen individuellen Lautwert, sondern verdeutlicht ein wortabschließendes -ς. Erst danach werden die Vertikalen eingeführt. Sie sind ursprünglich sicher Hilfslinien zur Wortabgrenzung – auf dem Diskos umfassen noch etwa 50 % der Felder abgeschlossene Wörter. In diesem Stadium wird dann der sog. ›Dorn‹ eingeführt, die älteste Form eines ›Satzzeichens‹, das – am Wortbeginn stehend – dort eine Atempause empfiehlt, wo dieses Wort syntaktisch-logisch nicht zwanglos aus dem vorausgehenden folgt (B 27/28).

In einem nächsten Schritt wird die Funktion der Vertikalen neu definiert. Die vorrangige Aufgabe der Felder besteht nun nicht mehr darin, Wörter zu separieren, sondern einen poetischen Text metrisch zu gliedern. Die neue Funktion der Vertikalen läßt die alte nur noch in etwa der Hälfte aller Felder durchschimmern. Ein Wort wie A 30/31 ἄσκιος etwa fällt einer Segmentierung anheim.

Die neue metrische Funktion beläßt den Vertikalen aber noch einen gewissen Spielraum. Dies eröffnete die Möglichkeit, ihnen unbeschadet ihrer metrischen eine weitere Funktion zuzuweisen, nämlich eine phonologische: Die Vertikalen deuten jetzt in aller Regel auch an, welche Lautschattierungen aus ihrem Zusammenspiel (A 21; B 14/15) und welche aus der gegenseitigen Abgrenzung (A 13/14) zu erklären sind. Das System wird in den ihm inhärenten Vorgaben immer feiner ausbalanciert<sup>183</sup>.

Als das Zeichenangebot abgeschlossen vorlag, muß es nochmals Bedarf an der Verdeutlichung neu auftretender Lautschattierungen gegeben haben. So wurde in A 7 und in A 23 ein neuartiger Zischlaut durch einen in die Vertikale gedrehten ›Falken‹ wiedergegeben. Wohl infolge dieser ›Falken‹-Drehungen wurde dann aus der zuvor sicher zufälligen und freien Orientierung der ›Katzenköpfe‹ eine neue –  $\tau$  betreffende – Aussagemöglichkeit gewonnen. Ich mache etwa auf die Abfolge der Felder B 10-13 aufmerksam, wo der letzte der ›Katzenköpfe‹ ebenso kalkuliert um 90° nach oben gedreht ist, wie die vorausgehenden in horizontaler Flucht aufeinander folgen. Alles in allem zeigt sich, daß das System zur Zeit der Diskos-Herstellung eine ganze Reihe von Evolutionsschritten hinter sich hat und die Einführung des Systems eine geraume Zeit über den Diskos selbst hinaufführen muß<sup>184</sup>.

Ein kalkuliertes Arrangement läßt sich übrigens auch auf anderer Ebene beobachten, nämlich im Stufenbereich beider Diskos-Seiten<sup>185</sup>: Auf der A-Seite beginnt mit der ringförmigen Außenzone, nach der Stufe, mit A 20, ein neuer Satz, ja sogar ein neuer Bauteil des strophischen Textes. Entsprechend deutlich ist die Abstufung zwischen ›Krokus‹ in A 19 und ›Rosette‹ in A 20. Anders die B-Seite: Dort führt der Satz bruchlos in die Außenzone hinüber, und

---

<sup>183</sup> Vgl. ebd., 135-157.

<sup>184</sup> Vgl. ebd., 165-181.

<sup>185</sup> Vgl. ebd., 161-163.

entsprechend gleitend vollzieht sich der Übergang von Feld B 18 nach B 19.

Als Ergebnis einer längerwährenden Ausgestaltung präsentiert sich das System durchorganisiert bis ins kleinste; deshalb läßt sich seine Feinstruktur bis in die Details erklären und verstehen; sie gibt einen Sinn preis, der in der Sache selber liegt. Derartiges nachzuweisen ist desto wichtiger, je unkonventioneller der Zugang zum Gegenstand ist: Den Rahmenvorgaben nach wird man ja den Ansatz bei einem reinen Lautsystem als anachronistisch und daher als widersinnig einstufen. Tritt aber statt des erwarteten Widersinns auf der technisch-elementaren Ebene Sinn zutage, so liefert das die Rechtfertigung dafür, sich mit entsprechender Zuversicht den Texten als Sinnzusammenhängen zuzuwenden.

Hier also der Text der A-Seite (kenntlich an der ›Rosette‹ im Zentrum): Er ist in die gebundene Form einer Strophe gefaßt. Diese gehorcht einem subtilen Bauplan. Man kann sie als ›zweistöckig‹ bezeichnen – ein Begriff, den man auf frühe germanische Zaubersprüche anwendet<sup>186</sup> – wobei die beiden Bauteile inhaltlich einer jeweils verschiedenen Intention folgen. Während sich der erste Bauteil in zwei Verspaare gliedert, umfaßt der zweite drei Verse: Allen diesen drei Gruppen ist gemeinsam, daß sie jeweils aus genau einem Satzgefüge bestehen und in markanter Pointierung jeweils katalektisch – d. h. metrisch unterfüllt – enden. Zum Inhalt ist vorwegzunehmen, daß in jeder dieser drei Gruppen von einer anderen Bezugsfigur gehandelt wird, was einen entsprechenden Fortgang in der Argumentation verrät. Formal wie inhaltlich, so viel läßt sich vorab festhalten, ist die Strophe bemerkenswert klar durchorganisiert. Wenden wir uns dem ersten Verspaar zu.

Im Titel der Strophe steht Zeus, der Oberste des Olympischen

---

<sup>186</sup> HELMUT DE BOOR, Die deutsche Literatur von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung, 770-1170, München 41960, 96-98.

Götterkosmos. Als Zentralbegriff des ersten Bauteils wird ihm ein Wesensattribut zugeordnet: φαεινός – ›leuchtend, strahlend‹. Diese Eigenschaft ist eigentlich schon in der Grundbedeutung des Zeus-Namens verankert, der so viel bedeutet wie ›hell Aufleuchtender, Glänzender, Wetterleuchtender‹; zugrunde liegt eine idg. Verbalwurzel *dei* – ›leuchten, strahlen‹. Doch wird die Leuchtkraft des Zeus hier aus einer besonderen Bedingung abgeleitet: ›wenn Zeus der Lykäische ist.‹

Das Lykaion-Gebirge in SW-Arkadien beherbergte das älteste Zeus-Heiligtum, von dem wir Kunde haben. Gegründet hatte es dem Mythos zufolge noch vor der großen Deukalionischen Flut – einer Entsprechung zur biblischen Sintflut – Lykaon<sup>187</sup>, ein Sohn des arkadischen Stammvaters, Pelasgos, der selbst einer alten genealogischen Version zufolge Sohn des Zeus und der Argivischen Niobe war. Von jenem Lykaon wird berichtet, er habe als erster dem Zeus den Beinamen Λυκαῖος – ›der Lykäische‹ verliehen. Nun kann man den arkadischen Gebirgsnamen ›Lyk-aion‹ unter Bezug auf eine Wortwurzel, die wir im Deutschen auch in ›Licht‹ und ›leuchten‹ haben, als ›Licht‹-Gebirge deuten. So scheint die A-Strophe zu verfahren, indem sie die Etymologie des Zeus-Namens spielerisch übergeht und die Strahlkraft des höchsten Gottes aus dem Namen seines geographischen Sitzes ableitet. Das Licht-Wesen des Zeus wird damit zusätzlich beglaubigt, und eben diesem Gott, der ja schon durch seinen Eigennamen als der ›Leuchtende‹ ausgewiesen ist, wird als sein ureigener Sitz das Lykaion-Gebirge zuerkannt. Da mithin Zeus ›der Lykäische‹ schlechthin ist, bleibt zweifelhaft, ob sich das später dominierende Zeusheiligtum in Olympia zur Zeit der Textabfassung schon etabliert hat.

Nun heißt aber ›Lykaion‹ eigentlich etwas anderes: Der Name läßt sich auf griech. λύκος – ›Wolf‹ zurückführen und bedeutet –

---

<sup>187</sup> ›Abaton‹ [Anm. 54], 192.

besser nachvollziehbar – ursprünglich ›Wolfs-Gebirge‹. Die Wortwurzel für ›Wolf‹ haben die Indogermanisten auf eine etwas anders lautende Form zurückgeführt als λυκ- – ›leuchten‹, und eben so lautet das Wort auf dem Diskos: Ὑλκαῖος<sup>188</sup>. Das kann nicht ›der vom Licht-Gebirge‹ bedeuten. Die Logik der Aussage erzwingt zwar, daß man diese Bedeutung realisiert, aber es mischt sich eine zweite Bedeutung, ›wölfisch‹, d. h. ›verderblich‹, mit ein und bestimmt den ganzen Text unterschwellig mit. Schon hier deutet sich an, wie subtil dieser Verfasser die sprachlichen Mittel handhabt.

Kennzeichnend für die griechischen Götter der Frühzeit ist ihr leibhafter Umgang mit der Menschenwelt: Insbesondere von Zeus sind zahlreiche Liebschaften mit sterblichen Schönen aktenkundig. Diese Eskapaden begannen mit der schon genannten Argivischen Niobe und setzten sich bis zu Alkmene, der Mutter des Herakles, und Leda (Mutter der Helena?) fort. Der zweite Vers spricht ganz unverblümt von Schwangeren, in der Mehrzahl: Deren Nachkommenschaft ist dem Zeus Lykaios ›gleich‹, hat teil an seinem Wesen, also wohl an der Licht-Natur und vielleicht auch an der unheimlich-wölfischen Komponente. Aber es ist nicht ausschließlich von den Kindern der erstfolgenden Generation die Rede, sondern von der ›Nachkommenschaft‹ allgemein. Nun ist aus der Verbindung der Argivischen Niobe mit Zeus der Stammvater der Argiver, Argos, hervorgegangen. Aus einer späten Notiz wissen wir zum Glück auch, daß der Sohn dieses Argos ein Heros namens Tiryns war<sup>189</sup>; wie er hieß die berühmte vorzeitliche argolische Burg in der Nähe Mykenes.

Mit dieser Burg setzt das zweite Verspaar ein, indem es auf den eponymen Heroen hinauswill: ›Und‹ – das scheint eine Folgerung einzuleiten – ›wenn Tiryns ›die Gottgleiche‹ heißt oder ist, dann dürfte ein ›Strahlender‹ – φαεινός – wohl auch (der Heros) Tiryns

---

<sup>188</sup> Ebd., 200.

<sup>189</sup> Ebd., 193.

sein.« Das Verspaar zeigt, daß ›strahlend‹ hier als synonym mit ›gottgleich‹ verstanden wird. Aber wieder wird auf das nächstliegende Argument, nämlich auf die prima causa, die Zeus-Abkunft des Tiryns, verzichtet und souverän auf einen zweiten Umstand, wieder einen Beinamen, verwiesen: Wenn die Burg, die mit ihrem Namen doch von dem Heroen abhängt, gottgleich sei, dann wohl ›gleich‹ – wir würden sagen: ›gleichermaßen‹ – auch der, dem sie ihren Namen verdanke. Wieder kommt das Motiv der Wesensgleichheit ins Spiel, diesmal, mit entsprechend erhöhter Stringenz, im Rückschluß auf den ›Urheber‹. Verklammert sind beide Verspaare durch das Motiv der ›Nachkommenschaft‹, das die Verbindung von Zeus zu Tiryns schlägt, im Detail dann durch den Gedanken der Wesensgleichheit: Das Wesen des Zeus spricht sich in dem Attribut φαεινός aus, der Gedanke der Gleichheit im Adjektiv ἴσος. Anliegen dieses ersten Bauteils ist also der Göttlichkeitsnachweis für einen Heroen, der in direkter Linie von Lykäischen Zeus abstammt. Das ist noch etwas feiner gewoben, als eine Übersetzung es verdeutlichen kann: Denn der Heros heißt – in einer arkadischen, also dem Lykäischen Schauplatz entsprechenden Dialektform<sup>190</sup> – Σί-ουυς, das Epitheton ›gottgleich‹, das der Burg zuerkannt wird, heißt – in quasi dorischer Lautung – ἴσο-σί-α: Die betonte Silbe lautet in beiden Wörtern σί-, und in dem Burg-Epitheton ist es die Wortwurzel für ›Gott‹. So hat, wie Zeus die Leuchtkraft, auch Tiryns die Göttlichkeit schon im Namen, ohne daß dies argumentierend genutzt würde. Die Argumentation ›umspielt‹ gewissermaßen Sachverhalte, die schon vorab gesichert sind.

Welchen Sinn hat aber die Parallelisierung des Heroen mit dem Gott? Darüber gibt der aus den drei abschließenden Versen bestehende zweite Bauteil der A-Strophe Auskunft. Abweichend von

---

<sup>190</sup> Ebd., 56. 206.

dem, was die Forschung für möglich hält – sie rechnet mit griechischen Tempeln erst seit dem 8. Jh. v. Chr. – setzt der Text, in dessen Titel der Lykäische Zeus steht, sozusagen als Schauplatz einen ›Tempel‹, jedenfalls einen Kultbau, voraus. Zugleich weiß man, daß Heroenkulte stets an Gräber gebunden waren<sup>191</sup>. Wenn die A-Strophe die Erhöhung eines Heroen mit dem Kultgebäude des Lykäischen Zeus verbindet, so ist damit zu rechnen, daß sich hier auch das Grab des Heroen befand. Heros und oberster Gott werden also an derselben Stätte verehrt, und in dem Kultbau begegnet man wie dem Gott gleichermaßen auch dem Heroen.

Der zweite Bauteil besteht aus einem einzigen Satzgefüge, zu dessen Eigenart gehört, daß das Prädikat des Hauptsatzes erst an vorletzter Stelle des gesamten Textes erscheint. Alles, was vorausgeht, steht also unter einer unablässig sich steigernden Spannung. Es sind Verwünschungen, wie der ganze zweite Bauteil ein Fluch ist. Er hat ›denjenigen im Tempel‹ getroffen, der versucht hat, in ihn einzudringen. Tiryns selbst kann nur deshalb, weil er gleichen Wesens ist, mit Zeus das Innerste seiner Kultstätte teilen; wer jedoch diese Voraussetzung nicht mitbringt, fällt der verderblichen Auswirkung des Numinosen anheim und gewinnt auf die Weise Anteil am göttlichen Licht-Wesen: Fast ironisch beginnt so der zweite Bauteil mit dem Wort  $\sigma\iota\gamma\acute{o}\varsigma$ <sup>192</sup>. Als Bedeutung läßt sich erschließen: ›berührt‹ – ich übersetze etwas pointierend ›ergriffen, erfaßt‹ und zwar ›vom Gott‹, nachdem – wieder in quasi dorischer Lautung – das schon bekannte  $\sigma\iota$  – etymologisierend im Anlaut steht. Die Diskos-Inschrift selbst pointiert auf ihre Weise, indem sie sowohl den ersten Bauteil der Strophe mit dem Zeus-Namen wie auch den zweiten, der in A 20 die ringförmige Außenzone einleitet, mit dem Prädikat des Frevlers, ›ergriffen‹, durch einen ›Blickfang‹, das Bildzeichen ›Rosette‹, eröffnet.

---

<sup>191</sup> Ebd., 194.

<sup>192</sup> Ebd., 210.

Der Umschwung im Übergang vom ersten zum zweiten Bauteil der Strophe, von der souveränen Begründung des Licht-Wesens zum Fluch, ist bestürzend und zeigt etwas vom Wesen des Numinosen in der Frühzeit: Es begegnet dem Menschen in spielerischer Überlegenheit verderblich – erst in der Verneinung des Menschen enthüllt sich das Gesicht des göttlichen Wesens. Die Begegnung ist hier auch keine ›persönliche‹: Derjenige, der in den Tempel eingedrungen ist, wird nur in der 3. Person apostrophiert; er soll zurückkehren, und zwar – so schließt die Strophe – ›schattenlos‹. Der Zusammenhang gibt zu erkennen, daß damit eine Form der Teilhabe am göttlichen Licht-Wesen angesprochen ist, mit dem man sich ungerufen gemein gemacht hat, und so wäre die Strophe in beunruhigender Weise aus sich allein heraus verständlich. War es jedoch schon ein glücklicher Umstand, daß ein Zeus-Enkel Tiryns uns noch aus der Antike tradiert ist, so steht der merkwürdige Schluß der A-Strophe erneut im Einklang mit der Überlieferung: In der Antike, bei Plutarch, Pausanias und mehrfach sonst, ist für das Heiligtum des Lykäischen Zeus ein Wunder bezeugt: Es gibt dort einen unbetretbaren Bezirk, ein ›Abaton‹; wer dessen Grenzen überschreitet, büßt seinen Schatten ein – dies auch ein Zeichen der Todgeweihtheit<sup>193</sup>. Man weiß von mehreren solcher Fälle zu berichten. Dieses Motiv hat in der Neuzeit zu bemühten rationalistischen Erklärungsversuchen geführt, etwa: Zur Mittagsstunde habe die Sonne besonders hoch gestanden, so daß der menschliche Schatten vom Fuß überdeckt wurde<sup>194</sup>.

Muß man das kommentieren? Die A-Strophe des Diskos überholt derartige Verzerrungen spielend und enthüllt den eigentlichen Sinn: Wer in das Abaton eindringt, wird von der göttlichen Strahlkraft, die hier wohnt, so durchgreifend erfaßt, daß er wie ent-

---

<sup>193</sup> Ebd., 208-209.

<sup>194</sup> Ebd., 211.

körpert und lebensunfähig zurückkehren muß. Selbst ›licht‹ geworden, ist er am Ende ›schattenlos‹ – das sagt das letzte Wort des Textes.

Der Diskos von Phaistos, so läßt sich vorläufig zusammenfassen, beschert uns einen magisch-apotropäischen griechischen Text, der einem berühmten vorzeitlichen Zeusheiligtum in Arkadien gilt; er bringt nicht allein ans Licht, daß es dort einen Heroenkult für Tiryns gegeben hat, einen in der Folgezeit um ein Haar gänzlich vergessenen vor-deukalionischen Argos-Sohn, sondern er löst auch das Rätsel um die ebenso langlebige wie unverstandene Legende vom Schattenverlust im Abaton des Lykäischen Zeus.

Auf der Gegenseite bietet der Diskos einen zweiten Text von etwa demselben Umfang. Auch er läßt sich als siebenzeilige, in zwei Bauteile gegliederte Strophe verstehen, wobei der zweite Teil katalektisch – also in metrischer Unterfüllung – gerahmt ist. Noch entschiedener als ihr Lykäisches Pendant führt die B-Strophe in den Bereich der Magie: Ihr erster Bauteil gibt die Anweisung zu einer in Stationen fortschreitenden und dabei eskalierenden kultischen Handlung; jeder seiner vier Verse ruft in Imperativform zum Vollzug einer Teilhandlung auf. Mit dem 3. Vers gewinnt das Ritual deutlich ekstatische Züge, die sich in der Folge verstärken. Der zweite Bauteil, eingeleitet durch einen urtümlich wiehernden Kultruf, ist eine in wörtlicher Rede zitierte Beschwörungsformel. Sie gilt der ›schattigen ... Nacht‹ – beim ersten Einstieg in die Texte ist uns dieses Wort schon begegnet. Wenn die ›Nacht‹ am Schluß der Strophe als neugeborenes Kind ›der Göttin‹ apostrophiert wird, erkennen wir, daß nicht einfach die Tageszeit gemeint sein kann – die ›Nacht‹ ist hier augenscheinlich eine mythische Figur.

Aber wer ist ›die Göttin‹? In der Titelzeile steht ein merkwürdiger Eigenname – ›Elaïa‹. Ihr gehört ein ›Hain‹, in den man eintreten soll. Es ist dann von einem Verbrennungsritus, von ›Opferrauch‹,

von einem ›Einschlagen auf die Erde‹ und von einem jähren Pferdewieher die Rede: Ein Gewieher wie von einem ›Pferdepaar‹ – es wird in einer urtümlichen Vokalfolge zitiert – ruft die ›Nacht‹ herauf, das Kind der Göttin. Man steht dem zunächst einigermaßen ratlos gegenüber. Die Frage nach dem Sinn dieses Textes setzt an mit der Frage nach der Identität jener ›Elaïa‹.

Erneut hilft eine antike Nachricht aus der Verlegenheit. Wir verdanken sie dem kaiserzeitlichen Kulturreisenden Pausanias, einem der Zeugen auch für den Schattenverlust im Lykäischen Abaton. Wieder führt sie nach SW-Arkadien, unweit des Lykaion-Gebirges, in die Nähe von Phigalia<sup>195</sup>.

Ein Berg dieser Region hieß ›der Elaïsche Berg‹ – Ἐλαίον ὄρος. Er barg die Kultstätte einer ranghohen weiblichen Gottheit, nämlich eine Grotte der Demeter, die an diesem Ort Μέλαινα – ›die Schwarze‹ genannt wurde. Von der arkadischen Demeter ist ein Mythos überliefert, den auch die Phigalier in seinen wesentlichen Zügen bestätigen: Auf ihrer Suche nach Kore (Persephone), ihrer Tochter, wurde Demeter von Poseidon verfolgt; um ihm zu entgehen, verwandelte sie sich in eine Stute und mischte sich unter weidende Pferde. Poseidon jedoch, der das Manöver durchschaute, vereinigte sich mit ihr in der Gestalt eines Hengstes. In Phigalia sagt man, aus dieser Verbindung sei eine Tochter hervorgegangen, die von den Arkadern so genannte ›Despoina‹ – ›Herrin‹. Nur in Westarkadien, dem Lykaiongebiet, verbindet sie sich unter diesem Namen mit Demeter zum Paar der Großen Göttinnen Arkadiens. Im arkadischen Thelpusa, woher Pausanias die Geschichte kennt, ist der Name der Tochter ›Uneingeweihten‹ gegenüber allerdings tabuisiert – auch ›Despoina‹ ist ja eine erst sekundäre Namensschiffre. Diese eigentlich anonym gehaltene Tochter genießt in Arkadien kultische Verehrung. In Phigalia berichtet man, ihre Mutter habe

---

<sup>195</sup> Ebd., 240-242.

aus Zorn und Trauer ein schwarzes Gewand angelegt und sich in die Elaïsche Grotte zurückgezogen, wo sie sich lange verborgen hielt, bis die Feldfrüchte verdarben und viele Menschen verhungerten. Zum Dank dafür, daß sie endlich Zorn und Trauer aufgab, heiligten die Phigalier ihr die Elaïsche Grotte und weihten ihr innerhalb derselben eine hölzerne Sitzstatue. Als ›die Schwarze‹ habe man sie wegen ihres Gewandes bezeichnet. Schwarzgewandig war also offenbar auch ihr Kultbild gewesen. Bestürzend aber hat gewirkt, daß dieses Kultbild Kopf und Mähne eines Pferdes aufwies. Pausanias hat weder dieses noch das Nachfolgebildnis mehr gesehen; zu seiner Zeit umgibt die Elaïsche Grotte ein Eichenhain.

Es dürfte auf der Hand liegen, daß der hier referierte urtümliche Mythos den Hintergrund für die B-Strophe des Diskos von Phaistos gibt. Die ›Elaïa‹ ist eine Abbrüviatur für die Göttin vom Elaïschen Berg, später bekannt unter dem Namen der ›Schwarzen Demeter‹. Im Einschlagen auf die Erde und dem Gewieher des Pferdepaars wird das alte Mißgeschick der Göttin gewissermaßen wieder in die Gegenwart zitiert, und dieses Geschehen ruft – wie damals – die finstere Tochter hervor. Deren Namen nun nennt uns – wenn auch hieroglyphisch chiffriert – einzig die B-Strophe des Diskos. Er lautete ohne Zweifel Νύξ – ›Nacht‹. Warum aber wurde dieser Name tabuisiert?

Der Grottencharakter der Elaïschen Kultstätte deutet auf einen hochaltertümlichen, vielleicht schon vorgriechischen, erdgebundenen Kult<sup>196</sup>. Die B-Strophe nennt den Namen der Demeter nicht. Wenn aber die alte Erdgottheit, die bei Phigalia einfach ›Elaïa‹ hieß, als Mutter der Nyx zur ›Schwarzen Demeter‹ wurde, so ergab sich eine genealogische Ungereimtheit. Denn die Nyx ist nach der ›Theogonie‹ des Hesiod alsbald nach der Gaia (Erde) aus dem Urprinzip, dem Chaos, entstanden und damit wesentlich älter als die

---

<sup>196</sup> Ebd., 249.

Demeter der Olympischen Götterfamilie, die Tochter von Kronos und Rhea. Dem Mythos zufolge ergäbe sich ein solches urzeitliches Alter erst recht für den als Kronos-Sohn geltenden Poseidon (Pote - da - n – ›Gatte der Erdmutter‹?). Nachdem man die Elaïsche Grottentengöttin einmal als Demeter verehrte, mußte man also den Namen ihrer Tochter tabuisieren<sup>197</sup>. Daß diese – als Despoina – der Demeter im Rang zumindest gleichkam, versteht sich angesichts ihres wirklichen Alters; selbst Zeus, so heißt es in der Ilias (Ξ [14] 259/61), scheut sich, etwas der Nyx, der ›Bezwingerin von Göttern und Menschen‹, Mißfälliges zu tun. Dieser ehrwürdigen Gottheit gilt also der Beschwörungsritus in der Elaïschen Grotte.

Der Zweck dieser Beschwörung wird nicht ausgesprochen. Die Nyx ist in Delphi und Megara eine alte Orakelgottheit, und der Bezug des Pferdes zum Orakel bekundet sich in Poseidon selbst, dem Hippios, der als Herr der Tiefe und der Orakel gilt. So könnte die Elaïsche Grotte ein altes Nyx-Orakel beherbergt haben. Doch wie dem sei – die B-Strophe enthüllt nicht nur diesen Namen, sie macht sonst zumeist verschlossene Interna der kultischen Praxis direkt einsehbar.

Nun finden sich beide Strophen in spiraligem Arrangement auf dem Diskos vereinigt. Dies macht die Frage nach einem inneren Zusammenhang der Texte unausweichlich. Voraussetzung für ihre gemeinschaftliche Präsentation ist ihr vergleichbarer äußerer Umfang. Dieser ergibt sich mit der gleichen, siebenzeiligen Strophenform. Doch gehorchen die Strophen mit jeweils vier zu drei Versen auch einem übereinstimmenden Bauplan. Seiner Funktion nach stimmt der zweite Bauteil in beiden Strophen überein; es ist eine appellative Formel, die gewissermaßen das Fazit aus dem ersten Bauteil zieht. Beide Strophen führen nach SW-Arkadien und beziehen sich auf

---

<sup>197</sup> Ebd., 247.

zwei zentrale, hochaltertümliche Kultstätten. In der Titelzeile führen beide den Beinamen der jeweiligen Gottheit, der das Heiligtum gehört. Dieser Beiname – Lykaios / Elaïa – ist jeweils von der Lokalität der Kultstätte abgeleitet. Beidemale spielt das Motiv des ›Eintretens‹ in den geweihten Bezirk eine Rolle: Während die A-Strophe denjenigen, der das Abaton zu betreten wagt, als Fluchbeladenen wieder hinausweist, lädt die B-Strophe in direkter Anrede zum Eintreten in den Kultbereich ein. Darüberhinaus bezeugen beide Strophen, daß an der jeweiligen Kultstätte neben der maßgeblichen Gottheit auch einer ihrer Abkömmlinge eine Rolle spielt, als Enkel des Zeus der strahlende Tiryns und als Tochter der Elaïa die schattige Nyx. Beidemale eingebunden über den Gedanken Schwangerschaft und Geburt, treten diese Figuren in beiden Texten deutlich in den Vordergrund. Legitimiert sind sie offensichtlich durch ihre Wesensgleichheit: Wie Tiryns die Leuchtkraft des Zeus geerbt hat, so verkörpert die Tochter jener Elaïschen Göttin, die später als die ›Schwarze Demeter‹ bekannt ist, die Finsternis schlechthin. Letztlich bestimmt also die komplementäre Entsprechung ›Licht‹ – ›Finsternis‹ den Zusammenhang beider Strophen – dem ›schattenlosen‹ Träger des Fluchs im Lykäischen Abaton korrespondiert am Elaïschen Kultort die ›schattige‹ Nyx. Soll sie mit den Licht-Gottheiten des Lykäischen Abaton programmatisch kontrastieren? Wir gehen dieser Frage nicht weiter nach, erinnern aber an den offenen Schluß der B-Strophe: Die Nyx soll ›kommen‹ – zu welchem Zweck? Das Zeus-Abaton ist ein Sitz des Lichtes; man verläßt es ›schattenlos‹. Die Tochter der Elaïa aber, die ›schattige‹ Nyx, die Nacht, also der ›Schatten‹ schlechthin, wird gestalthaft, als Gottheit, beschworen. Könnte sie gerufen werden, um Begleiterin auf dem Wege ins Lykäische Abaton zu sein, und konnte man in ihrer Begleitung dessen Fluch unterlaufen? Denn träte man mit ihr, dem ›Schatten‹ par excellence, ins Abaton ein und verließ es alsdann

›schattenlos‹, so bliebe der ›Schatten‹ im Zentrum des Lichts zurück, und dieses wäre in einen Sitz der Finsternis verkehrt. Es bleibt wohl bei der Frage.

Eine andere, für die Lebenswirklichkeit der Texte maßgebliche Frage indessen läßt sich wohl beantworten: Wie haben die Texte konkret funktioniert, wie sind sie an ihren Adressaten vermittelt worden? Da die A-Strophe offensichtlich an den Lykäischen Kultort gebunden ist, kann sie praktisch nur als stehende Inschrift am oder im Abaton gewirkt haben. Dann wäre der Fundort des Diskos, das kretische Phaistos, nicht der Ort, für den der Text geschaffen war. Können wir uns eine Vorstellung von der originalen Lykäischen Inschrift machen<sup>198</sup>?

Auf dem Diskos fällt auf, daß beide Bauteile der A-Strophe mit dem markanten ›Rosette‹-Symbol einsetzen und – was noch bemerkenswerter ist – daß sich der zweite Bauteil, der Fluch, mit A 20 beginnend, exakt in die ringförmige Außenzone fügt. Dies ist ein Befund, den erst die Deutung des Textes ermöglicht, und man darf sich fragen, ob nicht die besondere Form der Strophe innerlich mit der spiraligen Präsentation zusammenhängt, wie sie der Diskos vorführt.

Besonderes Augenmerk verdient die zweitäußerste Zone: In ihrem Scheitel, genau gegenüber der Stufe, begegnen sich die beiden Wesensattribute für Tiryns, ἰσοσία für die Burg und φαεῦνός für den Heroen. Gewissermaßen ›getragen‹ werden diese Felder durch zwei von der Stufe etwa symmetrisch sich aufgabelnde homonyme Äste, A 16-18 und A 10-12. Obschon weder syntaktisch noch semantisch deckungsgleich, wiederholen sie geradezu eindringlich die Worte: ›gleich wohl auch Tiryns‹. Daß Heroenkulte an Gräber gebunden waren, wissen wir. Die Komposition auf dem Diskos läßt

---

<sup>198</sup> Hierzu ebd., 219-233.

daher fragen, ob nicht schon Tiryns seinerzeit in der Grenzüberschreitung zum Lykäischen Abaton dessen vernichtende Strahlkraft erfahren hat und so zur Kultfigur und zum mythischen Urbild für alle nachgeborenen Grenzverletzer geworden sei. Wieder wird die besondere Tektonik der Inschrift erst über die Textdeutung aussagekräftig.

Aber Tiryns war dem Zeus wesensgleich, anders als andere Menschen. So trägt auch der Begriff der ›Gleichheit‹ die Struktur der zweitäußersten Zone mit: Jeweils einem zweistelligen Feld vorausgehend, sind in A 10, A 13 und A 16 die ἰσος-Zeichensequenzen regelmäßig angeordnet.

Was folgt aus alledem? Die inschriftliche Struktur der A-Strophe auf dem Diskos erscheint so ausgeklügelt, daß sie nicht auf Zufall beruhen kann. Dann aber sollte der Diskos noch die Verhältnisse der originalen Lykäischen Inschrift spiegeln. Insbesondere das ›Rosette‹-Symbol in A 1 und in A 20 legt die Annahme nahe, daß schon die arkadische Originalinschrift in dem hieroglyphischen System abgefaßt worden war, wie es uns der Diskos überliefert.

Bei näherer Betrachtung der B-Strophe enthüllt sich ein anderes und zwar auf den appellativen Elementen dieser rituellen Anweisung basierendes Kompositionsprinzip<sup>199</sup>: Sämtliche Imperative des Textes sind als Simplexformen dreistellig. Der erste findet sich in der drittäußersten Zone, von der Stufe aus gesehen rechts (B 4), der zweite gegenüber, links (B 7/8), der dritte gegenüber, in der zweitäußersten Zone rechts (B 11/12), der vierte gegenüber, links (B 16/17). Gegenüber, in der äußersten Zone, steht dann als nächstes appellatives Element der urtümliche Kultruf (B 21/22). Ihm folgt, genau im Scheitel über der Stufe, der letzte Imperativ (B 24) und schließlich, dem Kultruf gegenüber, links in B 27, der dreistellige Vokativ Νύξ: Wie je drei ineinandergreifende Schalen stehen

---

<sup>199</sup> Ebd., 262-266.

sich so die appellativen Elemente der Strophe spiegelbildlich-symmetrisch gegenüber, wobei der letzte Imperativ im Scheitel, gegenüber der Stufe, zu einer kreuzförmigen Komposition führt. Die sieben appellativen Elemente, die sich so ergeben, verteilen sich in der siebenzeiligen Strophe jeweils auf einen Vers. Das Prinzip der Dreistelligkeit, das die Struktur weithin beherrscht, kommt außerhalb des appellativen Vokabulars nicht vor. Die ausgeklügelte Komposition rechtfertigt wohl die Vermutung, daß sich auch in der B-Seite des Diskos die inschriftliche Tektonik eines Originals spiegelt.

Wenn nun die beiden Inschriften, komplementär auf dem Diskos vereinigt, im Palastschutt von Phaistos gefunden worden sind, dann müssen sie nachträglich aus ihrer alten lokalen Bindung gelöst und zweckentfremdet worden sein. Ein solches Verfahren muß bei sakralen Texten von derartiger Bedeutung erstaunen; entsprechend außergewöhnlich sollte der Anlaß für jene Maßnahme gewesen sein. Der Diskos ist vermutlich eine Votivgabe<sup>200</sup>. Da sich seine Datierung zwanglos mit dem neuen Zeitansatz für den gewaltigen Ausbruch des Thera-Vulkans auf das 17. Jh. v.Chr.<sup>201</sup> vereinbaren läßt, könnte es sich um eine Bittadresse an Zeus, den obersten Gott, handeln sowie an Poseidon, den Erderschütterer, und an Demeter, die Göttin des Feldbaus und des Wachstums. Der Thera-Ausbruch erfolgte in drei getrennten Phasen, so daß man auf Kreta nach der ersten noch Gelegenheit gefunden hätte, die ausgefallene Weihgabe herzustellen. Infolge der Thera-Eruption ist Phaistos seinerzeit übrigens nicht untergegangen.

Abschließend noch einmal zu den Bildzeichen des Diskos: Als Lautsystem mit Konsonanten *und* Vokalen entspricht D (so nenne ich das Diskos-System) im Prinzip genau dem griechischen Alphabet

---

<sup>200</sup> Vgl. ebd., 287-290.

<sup>201</sup> Ebd., 288, Anm. 305.

(ich nenne es jetzt einfach G). Von den Lautschattierungen sehe ich für den Augenblick ab. Der Entwurf eines solchen Systems erwies sich, was G angeht, als bahnbrechend. Ist es denkbar, daß man im griechischsprachigen Gebiet zweimal, unabhängig, auf dieselbe Idee kam, und vor allem, daß der erste Vorstoß folgenlos verebbte? Innere Strukturmerkmale von D sprechen deutlich dagegen<sup>202</sup>:

1. Wie G, aber abweichend von der sonst verwirklichten Idee eines puren Lautsystems, gibt D die Konsonantenverbindungen *ks* und *ps* – griechisch ξ und ψ – monoliteral, d. h. durch nur ein Bildzeichen, wieder (vgl. B 10 πέρσιξ oder B 27 Νύξ oder B 18 αἰψα). Daß bei ξ eigentlich *zwei* Laute gehört wurden, zeigt B 19-20, wo unter dem Zwang einer räumlichen Streckung *ks* wie in einigen griechischen Lokalalphabeten durch je ein Bildzeichen für κ und σ wiedergegeben wird. Warum, wenn nicht unter dem Einfluß von G, hätte D gerade in diesen beiden Fällen zwei Laute in ein Piktogramm zusammenfassen sollen?
2. G unterscheidet Vokalquantitäten nur bei *e* und *o*, notiert also neben ε ein η und neben ο ein ω. Exakt genauso verfährt D: Neben ›Helm‹ steht ›Biene‹ (A 28 oder B 9), und neben ›Rundschild‹ steht ein eigenes Ω-Zeichen wie in A 21 oder B 20. Alle anderen Vokalzeichen sind der Quantität nach indifferent (›Katzenkopf‹ ist zufällig nur für kurzes ι belegt). Auch hier eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit G.
3. In G war das η aus einem Zeichen hervorgegangen, mit dem ursprünglich der anlautende Hauch notiert wurde; später verzichtete man auf dessen Wiedergabe. Wie in G

---

<sup>202</sup> Ebd., 303-320.

fehlt auch in D, das doch alle Feinheiten registriert, konsequent eine Wiedergabe des Hauchs.

4. Besonders verräterisch sind gewisse Zeichenformen in D; sie erwecken den Eindruck, als seien sie ›Übersetzungen‹ der entsprechenden Zeichen des griechischen Alphabets in ein Bild:
  - a) ›Rundschild‹ (A 31) steht für o, ›Gehender‹ (A 31) für κ, ›Palankin‹ (A 30) für eine bestimmte A-Tönung, ›Gabelholz‹ (B 10) für ξ (im alten Alphabet von Euboia als X) und ›Falke‹ (A 16) für eine Σ-Tönung (Σ in der Form mit vier Strichen). In den dorischen Alphabeten hat man sich statt für Σ für das sog. San entschieden, das die ältesten Alphabete noch neben Sigma führten; es sieht etwa aus wie ein großes M. D kennt, wie man in A 7 und A 23 beobachten kann, einen vertikal orientierten, also nach oben fliegenden, ›Falken‹; er steht für einen besonderen Zischlaut. Man kann sich schwerlich dem Eindruck entziehen, diese zwei Typen von ›Falken‹ zitierten jene zwei Zeichen für s in G, nämlich das vierstrichige Sigma und das San.
  - b) Ein letztes Beispiel ist das in A 5, A 8 und A 22 belegte Y-ähnliche Zeichen: Sicher soll es nichts Konkretes abbilden. Es bedeutet – in einer besonderen Schattierung – nichts anderes als Y: Zufall?

Läßt man sämtliche genannten Indizien unbefangen auf sich wirken, so sieht man sich zu der Folgerung genötigt, daß D – jenes aus dem minoischen Kreta bezugte prähistorische piktographische System – verschiedenartige Eigentümlichkeiten von G spiegelt – oder sagen wir besser: übernommen hat. Hinter D mit seiner bunten Fülle von Bildzeichen schimmert noch sein Vorbild durch, das griechische Alphabet. Wir hatten eingangs erwähnt, wie früh die antike Überlieferung das griechische Alphabet ansetzt, und sind dem in

der Deutung des Diskos-Systems probeweise gefolgt. Dabei kamen wir auf ein zwar fein nuancierendes, aber reines Lautsystem. Wir wollen noch kurz auf die Frage eingehen, wie man auf die Idee eines solchen phonetischen Entwurfs in piktographischem Gewand gekommen sein mag.

Am nächsten liegt die Annahme, in einem ersten Schritt seien nur für die eigentlichen Alphabetzeichen Bilder eingesetzt worden, vielleicht auf Anregung hieroglyphischer Systeme im kretischen Umfeld und vielleicht zur Tarnung kultisch-interner Texte wie derjenigen, die auf dem Diskos erhalten sind. Erst später hätte man den Umfang des Zeichenangebots erweitert, vielleicht um die Schrift mit neuen Bildern optisch anzureichern, vielleicht auch in der Absicht, den Zugang zu solchen geheimen Texten für Unberufene zu erschweren. Da man diese Erweiterung nicht unsystematisch betrieb, kam mit den Lautnuancen – für uns höchst willkommen – das Individualporträt des zugrundeliegenden Spezialdialekts heraus. Wenn uns außer dem Diskos selbst nichts von der sicher reichen Produktion in diesem piktographischen System erhalten ist, so mag sich dies mit dem hohen Geheimhaltungswert der fraglichen Texte erklären.

Als Ergebnis unserer Überlegungen zum Diskos halten wir fest: Ein Schriftdokument aus einem nachweislich bronzezeitlich-minoischen Kulturhorizont weist als Substrat anspruchsvoller Texte in klassischem Griechisch zurück auf das bereits ausentwickelte griechische Alphabet. Was folgt daraus? Wenn die hier referierten Überlegungen zutreffen, dann bestätigen sie, was die Alten selbst von ihrem Alphabet berichten: Es müßte so alt sein wie die kretische Palastkultur – und dabei allemal älter als der Diskos selbst, denn D, das doch auf G zurückgehen würde, hat in diesem Stadium schon eine mehrphasige Evolution hinter sich. Das griechische Alphabet sollte auch älter sein als die Abfassung schon der urtümlichen A-

Strophe, deren spiral-inschriftliche Tektonik – wie auch die der deutlich jüngeren B-Strophe – offenkundig auf einem *Lautsystem* basiert. Die Entwicklung des griechischen Alphabets läßt sich nun im Mutterland recht genau verfolgen, und zwar insbesondere in Verbindung mit den antiken Monumenten aus Archaik und Klassik. Hier zeigt sich das Alphabet teilweise in einem noch älteren Stadium, als es sich im Diskos spiegelt. Den Reim darauf wird man sich mühelos machen: Wir hätten wohl Ursache, das Alter der griechisch-antiken Kultur einschließlich der griechischen Sprache neu zu überdenken. Der Diskos scheint zu sagen, daß die uns bekannte von der alphabetischen Schriftlichkeit begleitete antike Kultur schon vor der Späten Bronzezeit lebendig sein muß, zeitparallel mit den prähistorischen Kulturen des Mittelmeers, einschließlich der der Älteren kretischen Paläste. Schon in ihren frühzeitlichen Anfängen tritt so die abendländisch-europäische Kultur gleichrangig neben die Kulturen Ägyptens und Mesopotamiens.





Diskos von Phaistos Seite A



Diskos von Phaistos Seite B

# Ermittlung relativer Chronologie und die Linear-B-Entzifferung

Die Darstellung erläutert und illustriert ein Verfahren, die zeitliche Abfolge von Texten ohne Zuhilfenahme äußerer Daten zu bestimmen. Indem die Texte als aktuales Sprechereignis verstanden werden, treten sie in ihrer jeweiligen authentischen Gegenwart in den Blick. Getragen von ihrem originären Sprecher in actu, setzen sie – in dessen elementarer Funktion – ein verstehendes Äquivalent frei, den originären Rezipienten. Als Gegenüber des Sprecher-Subjekts, zugleich aber nur aus diesem ableitbar, bekundet er eine räumliche Gegenwart, die zugleich zeitliche Gegenwart beglaubigt und mit dieser notwendig verfällt. – Das Verfahren erweist die Vorstellung vom Alter des griechischen Alphabets und damit zugleich die seit 1952 herrschende Deutung der bronzzeitlichen Linear-B-Schrift als revisionsbedürftig.

The article illustrates a method for determining the temporal sequence of texts without the use of external data. By interpreting the texts as an instant speech event, one can focus on their authentic presence. As they are communicated by the speaker of origin in actu, they – in their most elementary function – construct a comprehending equivalent, i.e. the original addressee. He is a vis à vis of the speaking subject and simultaneously, however, derived from the speaking subject. In this capacity, he possesses a temporal and consequently a spatial presence, which with the former necessarily decays. - The method provides evidence that both the conception of the age of the Greek alphabet and the since 1952 prevailing interpretation of the Bronze-age Linear B script stand in need of revision.

